

# SCHWÄBISCHE HEIMAT



**SCHWÄBISCHER HEIMATBUND  
KONRAD THEISS VERLAG STUTTGART**

**APRIL-JUNI 1978  
HEFT 2**

# SCHWÄBISCHE HEIMAT

Zeitschrift zur Pflege von  
Landschaft, Volkstum, Kultur  
Herausgegeben vom  
SCHWÄBISCHEN HEIMATBUND

29. Jahrgang Heft 2  
April – Juni 1978

Redakteur: Willy Leygraf

Redaktionsausschuß: Helmut Dölker, Wolfgang Irtenkauf, Willy Leygraf, Hans-Martin Maurer, Helmut Schönnamsgruber.

Die SCHWÄBISCHE HEIMAT erscheint vierteljährlich. Für Mitglieder des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES ist der Bezugspreis im Mitgliedsbeitrag enthalten; beim Bezug durch den Buchhandel oder direkt vom Verlag beträgt er jährlich DM 25,-, für Einzelhefte DM 6,50 (zuzüglich Versandkosten, incl. 5,5% MwSt.).

Anfragen und Mitteilungen (Anschriftenänderungen!) werden an die Geschäftsstelle des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES erbeten: Charlottenplatz 17/II, 7000 Stuttgart 1, Telefon (07 11) 22 32 43.

Die SCHWÄBISCHE HEIMAT erscheint im KONRAD THEISS VERLAG, Villastraße 11, 7000 Stuttgart 1, Telefon (07 11) 43 29 81.

Anzeigenverwaltung: Hans Jürgen von Elterlein, Joringelweg 5, 7000 Stuttgart 80, Telefon (07 11) 71 19 20.

Druck: Grafische Betriebe Süddeutscher Zeitungs- dienst Aalen.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte, Fotos, Besprechungsexemplare usw. wird keine Garantie übernommen.

Nachdruck und andere Vervielfältigung – auch aus- zugsweise – nur mit Genehmigung der Redaktion.

Anschrift der Redaktion:  
Charlottenplatz 17/II, 7000 Stuttgart 1  
Telefon (07 11) 22 32 43

## Inhalt

WILLY LEYGRAF Zur Sache .....	69
WILLI BIRN Der Peter Haag-Preis .....	70
AUGUST GEBESSLER Zur Stiftung des Peter Haag-Preises .....	73
GERHART KILPPER Für die Wiederherstellung der Stuttgarter Weißenhofsiedlung .....	76
KARL ZEPF Altstadtsanierung und Verkehrsplanung in Blaubeuren .....	79
WOLFGANG IRTENKAUF Unterm Rad: Maulbronn .....	85
EBERHARD BOPP Landschaftsverbrauch – und kein Ende? .....	96
OTTO BORST Pietismus und Industrialisierung .....	105
WILLY LEYGRAF Kultur in Oberschwaben – Kultur in der Provinz? .....	109
Buchbesprechungen .....	119
Anschriften der Verfasser .....	127
sh aktuell .....	128
Studienfahrten und Veranstaltungen .....	136



## Willy Leygraf: Zur Sache!

Wenn in Versammlungen von Verbänden, Parteien, Vereinen (oder auch in Parlamenten) ein Redner allzu sehr ins Allgemeine gerät und weit abschweift zu Dingen, die mit dem Gegenstand der Verhandlung nichts zu tun haben, dann kann man gelegentlich den energischen Zwischenruf hören: *Zur Sache!* Man wünschte sich, diese Aufforderung (und zugleich Zurechtweisung) hin und wieder auch dann zu hören, wenn die *Sache* zwar in den Worten angesprochen zu sein scheint, das Meinen und Wünschen hingegen auf ganz andere Ziele gerichtet ist, wenn Entscheidungen herbeigeführt oder durchgesetzt werden, die nicht an den Gegebenheiten und Notwendigkeiten der *Sache* orientiert sind, sondern an ganz und gar nicht zur *Sache* gehörenden Rücksichten und Absichten, an den besonderen Interessen einzelner Personen oder Gruppen.

Was soll man etwa sagen, wenn gegen ein zusammenfassendes «Freilichtmuseum Baden-Württemberg» und die dafür vorgebrachten sachlichen Argumente immer noch und immer wieder Emotionen mobilisiert werden und die Sonderinteressen einzelner (Wahl-)Kreise und Gemeinden mehr Gehör zu finden, mehr Durchschlagskraft zu entwickeln scheinen als zur *Sache* vorgetragene Argumente?

Was soll man sagen, wenn im Februar dieses Jahres im Wirtschaftsausschuß des Landtages auf Antrag der die Regierung stellenden Partei einstimmig beschlossen wird, dem Landschaftsverbrauch zu steuern, und wenn dann im April schon ein neuer «Richtwerte-Erlaß» (Bauflächenerlaß) der Regierung in der Schlagzeile zusammengefaßt wird: *Gemeinden im ländlichen Raum dürfen bald beliebig bauen?*

Was soll man sagen, wenn es erst noch langer Diskussionen bedarf, eh man entscheiden kann, ob die neue Trasse einer Bundesstraße landschaftsschonend parallel zur Bahnlinie geführt wird oder im eleganten Schwung quer durch die Talaue – und dabei 40 Hektar Ackerland zerstört?

Mit Nachdruck sollte man in diesen und vielen anderen Fällen die Beteiligten auffordern, ihre Sonderinteressen und Gruppenegoismen, die planerischen Ehrgeize, das Bedürfnis nach Prestige, die Hoffnung auf Wählerstimmen hintanzusetzen – und das zu sagen, was *zur Sache* zu sagen ist.

Und das zu tun, was der *Sache* dient.

## Das Titelbild

verweist zugleich auf zwei Aufsätze in diesem Heft: mit Leutkirch vor dem Hintergrund der weiten Voralpenlandschaft ist eine jener Stadtrepubliken zitiert, die mitbestimmt haben, wie Oberschwaben fernab der großen Zentren und ohne provinzielle Bindung auch im Kulturellen den Weg eigener Verwirklichung gegangen ist. Zugleich wird erkennbar, in welch ungeheuerem Maße auch hier Landschaft verbraucht worden ist: wenige Industrieanlagen beanspruchen weit mehr Raum als der historische Stadtkern! (Luftbild Rupert Leser, freigegeben vom Reg.-Präs. Tübingen unter Nr. 38/235 – 4. 10. 1973)

1

*Der Schwäbische Heimatbund will zu seinem Teil die naturgegebenen und kulturellen Grundlagen unserer Heimat für die Aufgaben der Gegenwart und die Gestaltung der Zukunft wirksam machen und dadurch einen sachgerechten und zeitgemäßen Beitrag zur Weiterentwicklung der Gesellschaft und ihrer Umwelt leisten. So bestimmt es die Satzung; und im Sinne dieser Satzung dient der SCHWÄBISCHE HEIMATBUND seit bald drei Generationen einer weit in die Zukunft hinausschauenden Denkmalpflege.*

Unser Anliegen ist, eines Mannes zu gedenken, der für dieses Ziel und diese Aufgabe in hervorragender Weise gewirkt hat; es ist die Rede von PETER HAAG, der vor wenigen Tagen 65 Jahre alt geworden wäre, wenn ihn nicht vor drei Jahren ein allzufrüher Tod aus unserer Mitte gerissen hätte. Diesem Gedenken wollen wir dadurch Ausdruck verleihen, daß wir heute der Öffentlichkeit einen Beschluß der Gremien des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES bekannt geben: Wir haben einen Preis gestiftet, der besondere Leistungen auf dem Gebiet der Denkmalpflege auszeichnen und durch die Namengebung die dankbare Erinnerung an PETER HAAG lebendig halten soll.

2

Schutz, Pflege und Erhaltung von Denkmalen der Kunst und Geschichte gehören seit je zu den wesentlichen Interessengebieten und Aufgaben des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES wie auch der verwandten und vergleichbaren Vereinigungen im übrigen Bundesgebiet und in vielen europäischen Ländern, die sich in der Vereinigung EUROPA NOSTRA zusammengefunden haben. Das muß gar nicht besonders begründet oder belegt werden, das haben wir durch unsere Arbeit evident gemacht. Bei genauerem Hinsehen erweist es sich jedoch, daß diese so lapidar formulierte und so selbstverständlich aufgestellte Behauptung einen recht komplizierten Sachverhalt beschreibt. Wir und unsere Vorgänger haben nämlich nie Denkmalpflege ausschließlich als ein fest umgrenztes Fach- und Sondergebiet betrieben oder gar als privater Unterstützungsverein für die jeweils von Staats wegen betriebene Art der Denkmalpflege.

\* Ansprache am 28. Februar 1978 im Hause des Landtags von Baden-Württemberg. (Vgl. sh aktuell – in diesem Heft S. 128)

Der SCHWÄBISCHE HEIMATBUND kommt (wie die anderen vergleichbaren Vereinigungen) aus der Bewegung des Heimatschutzes, die um die Jahrhundertwende entstanden ist. Wer die frühen Zeugnisse dieser Bewegung liest und sie befreit vom Rankenwerk des jeweils Zeitgenössischen, wer nach dem sachlichen Kern dieser Bewegung sucht, nach ihren Motiven und Absichten, der kommt ganz zwangsläufig auf Begriffe, die wir heute mit Formeln umschreiben wie «Lebensqualität», «humane Umwelt».

In diesem größeren Zusammenhang der Schaffung einer humanen Umwelt hat für uns immer auch die Denkmalpflege gestanden: Das einzelne Denkmal wurde nicht nur als Zeugnis einer bestimmten vergangenen Zeit gesehen und nach seinem kunsthistorischen Rang bewertet, sondern auch in den Zusammenhängen seiner Funktion und im Zusammenwirken mit seiner Umgebung. Mit einer nur musealen Denkmalpflege können wir uns nicht zufriedengeben. Wir wußten und wissen, daß es wenig Sinn hat, die Außenhaut eines historischen Gebäudes zu erhalten, wenn hinter dieser Außenhaut nicht Leben ist, das auch das Gebäude lebendig hält. Eine neue Standfestigkeit, ein neues Dach – damit allein ist kein historisches Gebäude zu sichern, damit allein ist kein Denkmal zu erhalten; es muß darüber hinaus eine neue Funktion für Gegenwart und Zukunft bekommen, es muß in angemessener Weise benutzt werden.

Das Entscheidende ist nicht getan, wenn einzelne besonders markante Gebäude – die sich meist im Eigentum öffentlicher Hand befinden – erhalten, gepflegt, restauriert, konserviert werden: ein paar Kirchen, ein Schloß, ein Rathaus, ein Kloster, ein alter Fruchtkasten. Und es reicht auch nicht aus, wenn man diesen einzelnen Gebäuden sogar ihre alte Funktion erhalten oder eine neue Funktion geben kann. Denkmalpflege dient nicht in erster Linie der Erhaltung von isolierten Sehenswürdigkeiten. Diese Feststellung mindert nicht unsere Dankbarkeit für das, was Staat, Kirchen, Gemeinden, Private auf diesem Gebiet getan haben und tun. Aber wir wollen ganz deutlich machen: Denkmalpflege hat es immer auch mit der Stadtgestalt insgesamt zu tun, mit dem Gesamtbild einer Stadt, eines Dorfes, mit den Straßen und Plätzen, mit den Stadtinnenräumen, mit Hauslandschaften. Nur zu häufig treffen wir doch auf dieses Bild: irgendwo sind ein paar mittelalterliche Stockzähne übrig geblieben, aber rings

herum hat man die Stadtf lächen abgeräumt und dann mit gleichförmigen Renditeobjekten vollgestellt. Da mögen dann zwar gelegentlich die Planer solcher Spitzhacken-Sanierung die von ihnen verschonten Denkmale vorweisen, um zu zeigen, daß sie doch gar nicht so sehr gegen Denkmalpflege seien. Aber damit wird noch keine Verbindung zwischen einem solchen Einzelobjekt und seiner Umgebung hergestellt. Vielleicht lassen solche Überbleibsel spätere Generationen erahnen, welche Zerstörungen zwischen ihnen stattgefunden haben. Aber auch die Möglichkeit eines solchen Erahnens ließe nicht rechtfertigen, daß Denkmalschutz, Denkmalpflege sich ausrichten am Besonderen, am Singulären.

Wenn wir von Denkmalpflege sprechen, dann geht es uns vor allem um die Erhaltung dessen, was unsere Heimat, was unsere Landschaft, was unsere Städte, was unsere Dörfer unverwechselbar macht, was ihre Identität, ihren Eigencharakter bestimmt, was dem einzelnen Bürger Zuwendung zum Vertrauen, Orientierung am Eigenen ermöglicht.

3

Aus dieser unserer besonderen Verbundenheit mit den Fragen, Problemen und Aufgaben der Denkmalpflege leiten wir unsere Legitimation ab, einen Preis zu stiften, mit dem beispielhafte Leistungen der Denkmalpflege ausgezeichnet werden sollen. Nun haben wir bestimmt, daß dieser Preis – der zwar immer auch den Architekten auszeichnet, der die Leistung in ihrer beispielhaften Erscheinung zustande gebracht hat – daß dieser Preis also dem Eigentümer des Gebäudes zugute kommen soll, dem einzelnen Bürger, der den materiellen Aufwand erbracht hat, durch den erst diese denkmalpflegerische Leistung möglich wurde. Dem Bürger auch, der sich nicht von allzu gewandten Vertretern irgendwelcher wirtschaftlichen Interessen zu einem angeblich besseren und ertragreichen Neubau in heute üblicher Manier überreden ließ oder zu einer widerstandsfähigen, aber gesichtslosen Fassadenverkleidung. Dem Bürger, der nicht nach schnellem Erfolg gefragt hat, nach dem, was schon fertig und austauschbar auf den Reißbrettern flotter Konstrukteure lag, der sich vielmehr auf die Zusammenarbeit mit einem Architekten von Qualität und Kompetenz eingelassen hat.

Dieser Preis soll also nicht eigentlich ein Kunst- und Architekturpreis sein, sondern eine Auszeichnung für mitbürgerliches Verhalten. Er soll demjenigen verliehen werden, der ernst genommen hat, was unsere Verfassung meint, wenn sie sagt: *Eigentum*



PETER HAAG (1913–1974)

*verpflichtet*. Denn jeder, der in der Öffentlichkeit baut, jeder, der sich für oder gegen die Erhaltung eines überlieferten Bauwerks entscheidet, greift damit in die Umwelt seiner Mitbürger ein. Wer nur darauf achtet, wie er sich innen in seinem Hause einrichtet und wohlfühlt, wer nicht danach fragt, wie das Haus, dessen Eigentümer er ist, in seiner Umgebung dasteht, wie es die Straße, den Platz mitformt, zu dem es gehört, der macht zu wenig Ernst mit der Verpflichtung des Eigentums, mit seiner Verantwortung als Mitbürger.

Nur wenn möglichst viele Eigentümer von Kulturdenkmälern sich bereitfinden, ihre Häuser im Sinne der Denkmalpflege zu behandeln, nur dann wird es möglich sein, historisch entstandene Hauslandschaften in ihrer Eigentümlichkeit und in ihrem Charakter so zu erhalten, daß die Isolierung einzelner markanter «Sehenswürdigkeiten» vermieden werden kann.

Daß die Träger öffentlicher Verantwortung es auch in bezug auf die Denkmalpflege ernst nähmen mit ihrer Verpflichtung, das würden wir gerne als selbstverständlich unterstellen – auch wenn es mehr ein Stück Hoffnung als sichere Gewißheit ist. Aber dem einzelnen Bürger, dem wollen wir Mut machen, dem wollen wir einen zusätzlichen Anreiz geben, der Vergangenheit auch seines Eigentums eine Chance für die Zukunft zu lassen. Es ist nötig, daß immer mehr Bürger sich zu solchem Verhalten bereitfinden, damit nicht länger der Einwand gelten kann, es seien immer nur die aus den Bungalows am

Stadtrand, die mit der «unverbaubaren Aussichtslage», die sich stark machen für die Erhaltung der überlieferten Bausubstanz in den Stadtkernen. Es muß sich herumsprechen unter den Bürgern, daß es aller Ehren wert ist, wenn man auf seine städtische Umgebung und Heimat genauso viel Fürsorge verwendet wie auf die Schönheiten der Landschaft ringsum. Wir müssen dahin gelangen, daß die Wohnung im alten Stadtkern «eine gute Adresse» ist. Und es muß sich auch herumsprechen, daß es – vorausgesetzt man kann von einer halbwegs gesunden Bausubstanz ausgehen – nicht unbedingt teurer ist, wenn man erneuert, statt abzureißen und neu zu bauen. Eine holländische Stadtbaugesellschaft z. B. hat bisher über 200 Gebäude des historischen Stadtzentrums von Amsterdam aufgekauft, gründlich restauriert und wieder veräußert. Jährlich werden von dieser Gesellschaft zehn bis zwanzig Häuser angekauft. Das «Geschäft» muß sich wohl lohnen: eine 5%ige Dividende ist die Regel!

Erst der Verbund der vielen eher alltäglichen Behausungen macht das Unverwechselbare unserer Dörfer und Städte aus. Erst in diesem Verbund erhalten die hochkarätigen Denkmale und «Sehenswürdigkeiten» erkennbare Zuordnungen und verbindlichen Rang über das Museale hinaus, das allein nicht immer hinreichender Grund für ihre Bewahrung sein kann. Deshalb ist es so wichtig, dem einzelnen Bürger Mut zu machen, wenn er sich für Erhaltung und Erneuerung seines Hauses entscheiden soll. Diesen Mut wollen wir wecken. Denn ohne diese Entscheidung des einzelnen Bürgers, ohne diesen Mut der vielen einzelnen Bürger hat auch die Vergangenheit ganzer Städte keine Zukunft.

4

Wenn wir damit an das Leitwort des Europäischen Denkmalschutzjahres 1975 erinnern, dann wollen wir damit auch dies sagen: Es geht uns zunächst um die Zukunft, um das, was erst noch geschaffen und erworben werden soll – auch an Lebensqualität und humaner Umwelt! Aber wir wissen: Unsere Gegenwart ist immer nur der Übergang zwischen Vergangenheit und Zukunft. Bedenken- und schrankenlose Preisgabe der Vergangenheit nimmt dem Weg in die Zukunft alle Maßstäbe und jede Orientierung. Oder – um es mit Worten PETER HAAGS zu sagen: *Heimat heute besteht aus Vergangenheit und (völlig offener) Zukunft. Wer Zukunft nur und überbetont im Bild der Vergangenheit sieht, wird mit Recht übergangen. Aber Zukunft ohne «eingepflanzte» Vergangenheit trägt unmenschliche Züge . . . Unreflektiertes Eliminieren der Vergangenheit durch gewollte Vernichtung (ein Vorgang,*

*der offenbar manchem Schwachen Befriedigung bereitet), «um Platz zu schaffen für das Neue», ist Barbarei . . . Heimat morgen: Auch (auch!) wurzelnd in richtig gesehener und bewußt bewahrter Vergangenheit, die auch kommenden Generationen mit (mit!) unersetzbarer Lebensstoff bleiben wird.*

Für diesen orientierenden Dialog zwischen Vergangenheit und Zukunft brauchen wir die Maßstäbe, die mit den Bauten der Vergangenheit gesetzt worden sind. Denn Denkmalpflege, wie wir sie heute verstehen, ist alles andere als Schutz und Pflege von Anschauungsobjekten für eine kleine Gruppe kunsthistorisch interessierter Fachleute und Liebhaber. Wie auch das Bauen sich in den Jahren der stürmischen Siedlungsentwicklung weitgehend als Umwelt- und Landzerstörung ausgewirkt hat, so gehört umgekehrt richtig verstandene Denkmalpflege zum Schutz von Umwelt und Heimat. Um auch hier PETER HAAG zu zitieren: *Wenn man an ein solches Bauwerk nur herangeht mit dem Begriff der Ästhetik, dann wird es natürlich leicht eine Sache, die nur noch die Fachleute angeht, ein paar Kenner. Aber man sollte zu dem Wort «ästhetisch» das Wort «sozial» hinzunehmen, dann wird erkennbar: ein solcher Bau ist ein Stück Umwelt, in der wir alle leben. Und nun wissen wir, daß unsere Umwelt – baulich gesehen – heute in zunehmendem Maße in der Gefahr steht zu veröden, daß wir unbedingt Beispiele brauchen, die Maßstäbe setzen.*

Wer sich für die Erhaltung historischer Bauten als Bestandteil urbaner Umwelt einsetzt, der sollte also nicht leichthin als reaktionärer Verhinderer jeder Veränderung und allen Fortschrittes abgekanzelt werden. Auch dann nicht, wenn er in amtlicher Eigenschaft, mit fachlicher Kompetenz und gesetzlichem Auftrag immer wieder die Planer in eine Lage bringt, in der sie ihre kühnen, manchmal einfallsreichen, meist jedoch recht rigorosen Planungen noch einmal überdenken müssen. Wenn diese Planer den Bürgern Unerfreuliches als unabwendbar darstellen wollen – den Straßendurchbruch durch ein ruhiges Wohngebiet, die Preisgabe einer Grünzone, den Abriß ganzer Straßenzüge und manches sonst –, dann reden sich diese Planer gern auf die «Sachzwänge» heraus, denen man nicht ausweichen könne. Es ist an der Zeit, daß die Erhaltung der noch verbliebenen Reste von Stadtsubstanz durch die gesetzlich begründete Denkmalpflege ebenfalls als ein solcher unabweisbarer Sachzwang erkannt und anerkannt wird, als ein Sachzwang, der modifizierend auf das allzu technokratisch-selbstherrliche Planen einwirken sollte. Wir verlangen von jeder Planung, daß sie öffentlich einsichtig macht, welches Gewicht sie all den einzelnen Sachzwängen gibt und warum sie so, wie vorgeschlagen, entscheidet. Schließlich:

Wir sagen es unverhohlen, wir wollen mit der Auszeichnung beispielhafter denkmalpflegerischer Leistungen dazu beitragen, daß noch mehr Sachzwänge dieser Art geschaffen werden. Beispielhaft wiederhergestellte Bürgerhäuser kann man nicht so unauffällig abräumen wie die anderen, die man zielstrebig hat herunterwohnen lassen!

5

Es ist noch zu begründen, warum wir diesen Preis für besondere denkmalpflegerische Leistungen mit dem Namen PETER HAAG verbinden.

Darin liegt zweierlei Absicht. Zum einen: wir wollen damit PETER HAAG ehren. Zum anderen: wir wollen damit die Maßstäbe andeuten, nach denen dieser Preis verliehen werden soll, die Verantwortung, in der wir uns sehen, wenn wir mit und in diesem Namen eine denkmalpflegerische Leistung auszeichnen.

Der Verpflichtung, PETER HAAG zu ehren, kann man nicht mit rühmenden Worten oder verehrungsvollen Gesten gerecht werden. Es war nicht seine Art, Reden zur Person zu halten oder gar – an ihn selber gerichtet – hinzunehmen. Fünf Jahre war PETER HAAG bei den Vorstandssitzungen des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES mein Gegenüber: von ihm ging der hilfreiche Zwang aus, die Worte zu wägen. Es war wichtig für ihn, daß etwas zur Sache gesagt wurde. Daß man sich der Sache zuwandte mit genauem Hinsehen, kritischem Prüfen, mit abwägenden Erörterungen und fundiertem Urteil – um dann kundig und sicher, mit Kraft und Ausdauer das Richtige zu tun. Deshalb wollten wir auch nicht über PETER HAAG reden, sondern in seinem Namen etwas tun. Etwas, von dem wir vermuten können, daß es – der Sache nach – in seinem Sinne ist. Etwas tun, um ihn zu ehren.

Damit setzen und akzeptieren wir Maßstäbe, mit denen nicht nur Denkmalwerte und Architektenleistungen zu messen sind, Maßstäbe vielmehr, denen sich die Auslober dieses Preises ebenso sehr unterwerfen müssen wie die Juroren. Dazu gehört die Mühe des genauen Hinsehens und Aufmerkens, des unablässigen Suchens und Nachforschens, das Bestreben, der Sache um jeden Preis gerecht zu werden. Dazu gehört die nicht ermüdbare Bereitschaft zu diskutierendem Abwägen, zur geduldigen Auseinandersetzung mit denen, die anderer Meinung sind. Dazu gehört die Bereitschaft, ja der durch nichts beirrbar Wille, vorwärts zu sehen und vorwärts zu gehen, das Neue, das erst Heraufkommende nicht nur hinzunehmen, sondern es aufzusuchen, sich ihm zu stellen. Dazu gehört jener vornehme Respekt, der jeden Meister in seiner Art zu ehren weiß: den großen Baumeister der Vergangenheit – aber ebenso den Handwerker, der auf der Baustelle die Absichten des Architekten verwirklicht.

PETER HAAG hat diese Maximen in unsere gemeinsame Arbeit eingebracht; nicht durch Reden und Manifeste, sondern in der ihm eigenen schlichten und selbstverständlichen Weise, etwas zu tun.

Es ist auch eine Geste des Dankes, wenn wir – ihn zu ehren – einen Preis stiften für vorbildliche denkmalpflegerische Leistungen, den PETER HAAG-PREIS.

Diese Stiftung wurde vollzogen mit dem Beschluß des Erweiterten Vorstandes des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES vom 7. Dezember 1977. Heute stellen wir den PETER HAAG-PREIS der Öffentlichkeit vor. Damit verbinden wir zwei Hoffnungen. Zum einen: es möchten uns aus unserer Heimat geeignete Objekte vorgeschlagen werden. Und zum anderen: es möchten sich großzügige Spender finden, die es dem SCHWÄBISCHEN HEIMATBUND möglich machen, über das vorgesehene Maß hinaus preiswürdige Objekte auszuzeichnen.

## Zur Stiftung des Peter Haag-Preises\*

*August Gebesler*

Der Schwäbische Heimatbund begründet hier und heute die Stiftung eines Preises für Denkmalpflege und macht sie namhaft durch PETER HAAG, – durch eine Persönlichkeit, die für mich, den Neuling in diesem Land, leider keine unmittelbare Erfahrung mehr werden konnte.

Wenn ich trotzdem hier kurz das Wort nehmen darf,

\* Ansprache am 28. Februar 1978 im Hause des Landtags von Baden-Württemberg. (Vgl. sh aktuell – in diesem Heft S. 128)

in meiner Funktion als Nachfolger des verehrten Präsidenten GRAF ADELMANN, so sehe ich darin nicht nur eine noble Routineverpflichtung, die sich aus meinem Amt ergibt. Ich möchte vielmehr zwei Aspekte erwähnen, die zwar grundsätzlicher Art sind, die aber selbst im Generellen vielleicht doch verständlich machen, warum ich es nur nachhaltig begrüßen kann, wenn eine Stiftung dieser Art überhaupt geschieht, und wenn sie zudem in ehrender

Weise an den Namen PETER HAAG gebunden wird, – an eine Persönlichkeit also, und noch dazu an einen hervorragenden Mitarbeiter und Mitstreiter aus der unmittelbaren Vergangenheit der Denkmalpflege. Zum ersten Aspekt: Vor kurzem hatte in Straßburg das Kuratorium für die Verleihung des Europa-Preises für Denkmalpflege darüber zu beraten, wohin in diesem Jahr die dreierlei Preise dieser Europa-Stiftung zu vergeben wären.

Und obwohl man sich in diesem Kuratorium schon berufen konnte auf eine bewährte Praxis, nämlich auf die Vergabe dieser Preise vor allem an erfolgreiche Denkmalstädte und an aktive Denkmalverbände, an den National Trust usw., – so stellte man sich doch erneut diese Frage: welche Kräfte sind es eigentlich, die in engagierter Weise ursächlich dazu führen, daß es Denkmalpflege gibt, daß Denkmalpflege auch heute noch eine Potenz ist und nicht nur Nostalgie, daß Dinge aus der Geschichte als Wert für die Gegenwart erkannt, bewußt gemacht und in dem Veränderungsprozeß unserer Tage energisch vertreten werden als sogenannte Denkmäler, – d. h. als eine fortwirkende Vergangenheit.

Ich war beeindruckt von der Einmütigkeit des Gremiums in Straßburg, nämlich von der neuerdings wieder wachsenden Überzeugung, daß es letztendlich immer nur Einzelpersonlichkeiten sind, die den Prozeß Denkmalpflege in Gang gebracht und gehalten haben, – Persönlichkeiten, die oft genug zunächst nichts anderes waren als weithin einsame Impulse, bestenfalls vielleicht noch anerkannt als sogenannte Kunstfreunde, und als solche dann ein Alibi für die Gesellschaft, oder eben sogenannte Idealisten, die vielleicht noch die Gönnerschaft eines Königs und eines Mäzens finden konnten, aber eben keine entschiedenen Partner.

Und selbst wenn wir heute scheinbar ein Optimum erreicht haben, weil wir ganze Gruppen, Bürgeraktivitäten und Komitees registrieren können als sogenannte Träger der Denkmalpflege, oder weil alles scheinbar geregelt ist mit Institutionen und Behörden, – der Prozeß Denkmalpflege lebt m. E. allein vom engagierten Impuls und vor allem von der m. E. so wichtigen Selbstpraxis weniger Einzelpersonen und ganz weniger Persönlichkeiten. Aus der Frühzeit der Denkmalpflege, aus dem 19. Jahrhundert vor allem und aus den Anfängen unseres Jahrhunderts, ist uns diese Tatsache zwar längst geläufig durch sattem bekannte und rechtens bedeutende Namen.

Nur auf unsere Jahre hin wurde uns der Blick dafür wohl etwas verstellt und überlagert durch Gegebenheiten, die zwar wichtig sind, die aber doch eigentlich kein Agens sind oder werden konnten. Sei

es nun die allzu auffällige und einseitig motivierte Rührigkeit von Interessengruppen oder der manchmal allzu laute Auftritt organisierter Aktivitäten, die im Effekt oft genug nicht viel mehr sind als sogenannte Eintagsfliegen oder handfeste Eigeninteressen. Oder auch die beruhigende Tatsache von Denkmalämtern, womit in den Augen der Gesellschaft der Gedanke Denkmalpflege institutionalisiert und damit sauber geregelt ist. Überdies kann man sich berufen auf die scheinbare Sicherheit im Schatten eines Gesetzes. Man sollte sich hier dann auch nicht genieren mit einem Hinweis auf die Erfahrungen aus dem Denkmalschutzjahr 1975, wo die Unternehmung Denkmalpflege von der staatspolitischen und von der kommunalpolitischen Bühne her nicht nur zur Aufgabe bitter notwendiger Bekundung, sondern zuweilen über Nacht förmlich verkannt und vereinnahmt wurde, ja degradiert werden konnte zur willkommenen Gelegenheit, um auf einer tagesaktuellen Welle sich rasch zu profilieren. Man möchte fast sagen: Die Denkmalpflege war damals mehr dazu da, um Leute zu machen, anstatt umgekehrt. Und nicht wenige davon sind inzwischen ebenso rasch und ebenso opportun auch gleich wieder auf den Gegenzug umgestiegen, um nunmehr die Denkmalpflege, wie es in diesen Tagen geschieht, handfest zu warnen vor übertriebenen Denkmälerlisten und vor einem überzogenen Denkmalschutz!

Es hat jedenfalls den Anschein, daß das plakative Stichwort von der Erhaltung des «historischen Erbes» inzwischen weithin wieder geronnen ist, – nämlich zum Vorwurf des excessiven Denkmalschutzes. Offenbar wird da jetzt alles und jedes Alte von den Konservatoren unter Denkmalschutz gestellt, so liest man es jedenfalls. Oder in diesen Tagen die Sorge großer Kommunen, die – wie man hört – vor lauter Denkmalschutz nicht mehr dazu kommen, ihre Planungshoheit auszuüben, die sich in den vergangenen Jahren doch so sehr bewährt hat! Denkmalschutz kostet Geld, heißt es, und davon hat man nun einmal nicht allzu viel, – also darf man auch nicht allzuviele Denkmäler haben!

Wir sollten uns, wie früher, doch nur um das Wesentliche kümmern, um die Perlen der Baukunst sozusagen, d. h. Denkmalpflege also nicht eine Frage an die Geschichte, sondern angesiedelt im Bereich der schönen Künste!

PETER HAAG, um auf ihn zurückzukommen, – dieser PETER HAAG (das habe ich von meinen Kollegen inzwischen erfahren) war doch wohl in der württembergischen Denkmalpflege so etwas wie ein ständiger und beständiger Impuls, eine Orientierung für viele. Gerade der wichtige und wohl neu verstan-

dene Begriff der Heimat ist als ein zwar wenig attraktives aber m. E. doch zentrales Motiv der Denkmalpflege gerade durch PETER HAAG unermüdlich ins Gespräch gebracht worden.

PETER HAAG hat gerade zu diesem Thema, aber auch zu anderen Grundfragen der Heimat- und Denkmalpflege immer wieder neue Fragen und Herausforderungen in den Raum gestellt. Was dies bedeutet, das vermag wohl nur der zu ermessen, der weiß, daß sich Antworten zumeist dann fast von selbst ergeben, wenn man nur überhaupt die Fragen gesehen und sie richtig gestellt hat.

In diesem Rahmen liegt für mich jedenfalls der eine Grund, warum ich dem Schwäbischen Heimatbund dankbar bin für diese Stiftung an sich, und besonders aber dafür, daß diese Stiftung nunmehr auch mit dem Namen PETER HAAG verbunden sein wird. Und ein zweiter Aspekt: Es hat zuweilen den Anschein, als sei die heutige Denkmalpflege so etwas wie eine endgültige Lösung, ein endlich erreichter Perfektzustand. Man begegnet in unserer Denkmalpflege nicht selten einer Art Selbsteinschätzung, die m. E. nicht ganz frei ist von dem Verdacht, daß man alles, was auf dem Sektor Denkmalpflege in der Vergangenheit gewesen ist, letztlich nur als Vorstadien und als eine Entwicklung erachtet, die nun in unserem Tun und in unserer Tätigkeit endlich eine sichere Vollkommenheit erreicht hat. Und selbst wenn man vielleicht gerade noch der Denkmalpflege des 19. Jahrhunderts eine gewisse Größe, d. h. die eigene Leistung aus einer eigenen, eben ganz anderen geschichtlichen Rahmensituation heraus attestiert, – für unsere Jahre aber gilt dann doch jedenfalls wieder die uralte Generationsmentalität, wonach es die Jungen nicht nur anders machen als die Alten, sondern auch besser.

Es sollte zumindest aber die Frage erlaubt sein, ob wir in der Denkmalpflege nicht allzu oft die Geschichte des eigenen Gewerbes unter dem allzu billigen und im Grund auch unhistorischen Aspekt des Fortschritts sehen. Ich halte dies übrigens nicht nur für eine Frage der Moral. Nicht selten hat das angebliche Besserkönnen und das Bessermachen-wollen dazu geführt, daß zwar jüngere aber eben auch eigenwertige historische Schichten am Denkmal glatt vernichtet wurden.

Den sogenannten Fortschritt gibt es in der Denkmalpflege doch wohl nur sozusagen im äußerlichen, nur im Instrumentarium der Denkmalpflege, – etwa in der Restaurierungstechnik, in der Wissenschaft und in den Methoden, oder in der Organisation, in der Tatsache noch besserer Gesetze usw. Aber im Grundinhalt und in ihrem Wesen ist die Denkmalpflege heute nichts anderes als eh und je: nämlich

eine Verhaltensweise zur Geschichte. Ein Auftrag, der optimal immer nur aus dem Geschichtsverständnis und aus dem Geschichtsbewußtsein der eigenen Zeit heraus verwirklicht wurde. Und was das Geschichtsbewußtsein anbelangt – nämlich unser Verhältnis zur geschichtlichen Dimension in unserer Umwelt – gerade hier bin ich sehr unsicher in der Frage nach dem Fortschritt.

Im Gegenteil: Manchmal beschäftigt mich in der Rückschau viel mehr die Frage, ob wir vielleicht auch deswegen heute in unserem Gewerbe immer ärmer aussehen an persönlichem Engagement und an individuell geprägten Persönlichkeiten, an Pionieren, wenn Sie so wollen, – eben weil wir auf der anderen Seite diesen sogenannten Fortschritt erreicht haben, – die technische Perfektion unseres Apparates, die Sicherheit des Institutionalisierten, und insgesamt ein gut eingeführtes Unternehmen, aber eben mit allen Licht- und Schattenseiten.

Meine Damen und Herren, dies alles sind nur Anmerkungen. Aber eben aus solchen Überlegungen heraus ist es m. E. in hohem Maße zu würdigen, wenn in dieser Stunde und im Rahmen dieser Stiftung eine wohl in einmaliger Weise engagierte, eine überaus eigen geprägte und verdienstvolle Persönlichkeit aus der unmittelbaren Vergangenheit des Heimatbundes und der Denkmalpflege in ihrem Rang herausgestellt wird – wenn dieser PETER HAAG, der wohl nie ganz der Sichere sein wollte, sondern eine ständig mahnende und anregende Persönlichkeit gewesen ist, hier nun bestätigt wird und (ich möchte sagen) ein Bekenntnis erfährt.

Damit sind m. E. dann auch Maßstäbe gesetzt für die künftige Vergabe des Peter Haag-Preises. Ein Abwägen und Auswählen vielleicht auch unter Aspekten der hier zitierten Art kann dazu führen, daß nicht nur schöne Glanzleistungen der Denkmalpflege und Fassadenkosmetik dekoriert werden, sondern, daß das beispielhafte Bemühen, das persönliche Engagement gerade auch in unseren Jahren wieder sichtbar gemacht wird, gültiger wird, und Zeichen setzt für neue Impulse.

Vor allem aus diesem Grund habe ich als Vertreter der Denkmalpflege in diesem Land dem Schwäbischen Heimatbund mit großem Respekt zu danken für die – wie ich meine – großzügige Initiative in dieser Stiftung.

Das heißt, daß wir Konservatoren selbst in einer weithin von Verwaltung geprägten Denkmalpflege durchaus noch ein Gespür dafür haben, wie wichtig diese Stiftung werden kann, und was es mit ihr an Besonderem auf sich hat: sie ist doch für viele von Ihnen von etwas sehr selten Gewordenem getragen, – nämlich von der Freundschaft zu einem Kollegen!

# Für die Wiederherstellung der Stuttgarter Weißenhofsiedlung

Gerhart Kilpper

«Jede Idee, der es gelingt, sich von Geld und von der Eitelkeit zu befreien, kann ihren Weg machen, ihre Bahn finden» (LE CORBUSIER).

Der Abstand von 50 Jahren läßt deutlich werden, welch großartige Tat durch den Bau der Weißenhofsiedlung in Stuttgart geglückt ist, denn es gibt keinen vergleichbaren geistigen Impuls auf das Bauge-schehen unseres Raumes und unserer Zeit, der dieser Idee und ihrer Verwirklichung überlegen wäre. Die befreiende Idee, von jugendlicher Kraft getragen, zielte auf die natürlichen Beziehungen des Menschen zu seiner Umwelt, zu seiner Wohnung und ihrem Freiraum und stellte dabei selbstverständlich und vernünftig die technischen Errungen-schaften in den Dienst des Menschen.

Das Zweckmäßige mit einfachen Mitteln zu schaffen, war die selbstgewählte Aufgabe. Diese Beschränkung in den Mitteln ergab eine Quartiers-Charakteristik, die den nüchternen und doch aufgeschlossenen und auch heiteren Geist ihrer Schöpfer widerspiegelte.

Die Vielfalt in der Einheit wurde erreicht, indem eine große Zahl bedeutender Architekten innerhalb eines anerkannten Gesamtkonzeptes von MIES VAN DER ROHE mitwirkten. Kein Gebäude gleicht dem andern, und doch folgen sie einer geistigen Idee, die dem Ganzen den eigenständigen und verbindenden Duktus gibt:

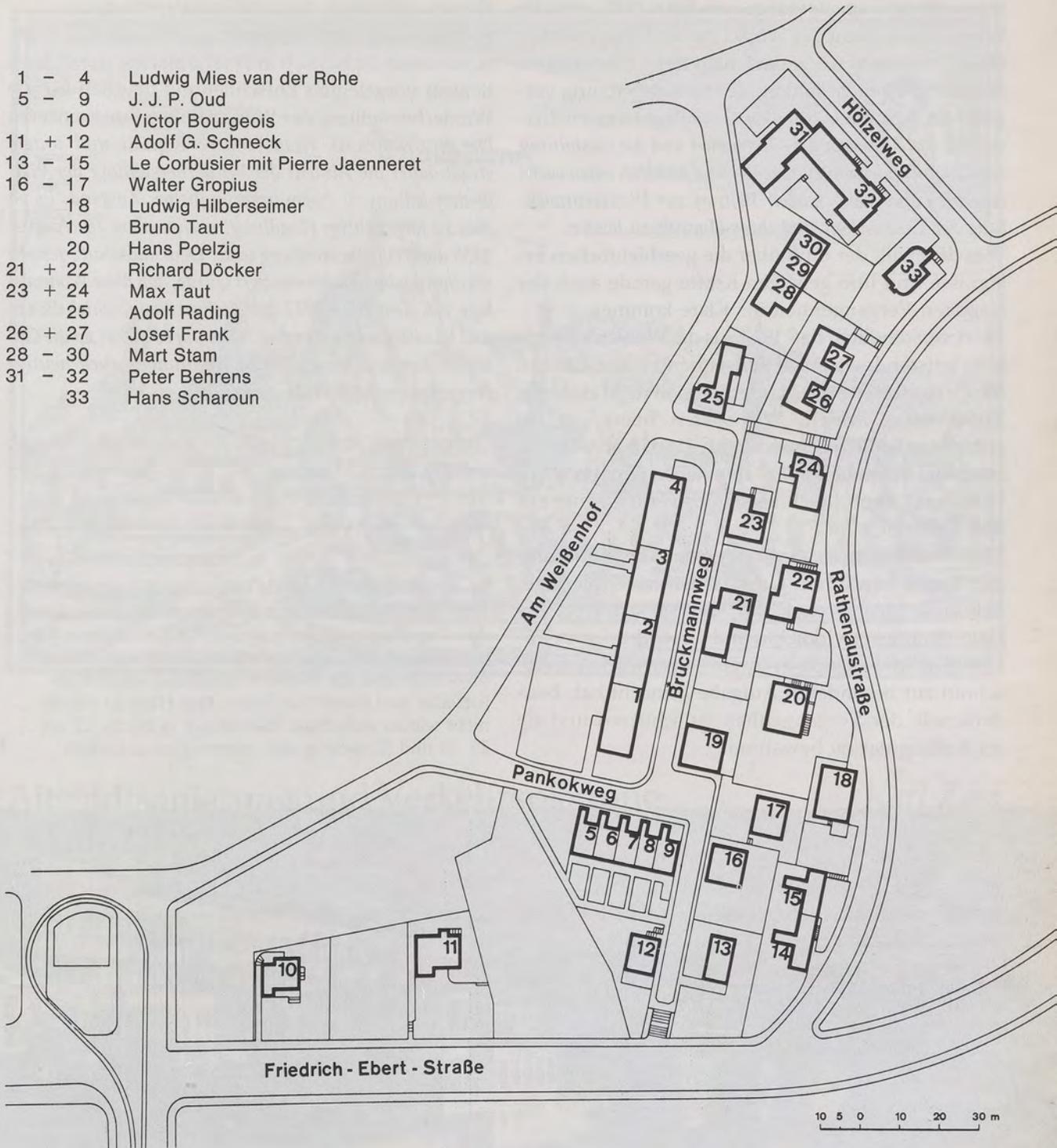
Der Aufbau der Baukörper entspricht der Topographie des Geländes und wurde in natürlicher Anlehnung, in Steigerung und freier Ausformung zu einer nur selten erreichten Übereinstimmung zwischen Natur und Bauwerk.

Die Gruppierung der Gebäude läßt Sonne und Luft der gesamten Anlage zugute kommen, dabei bleibt der innere Straßenraum räumlich gefaßt.

Es ist beinahe undenkbar, heute eine ebenso disziplinierte Anlage – ohne Verzicht auf die individuelle Gestaltungsfreiheit des einzelnen Hauses bei einer Vielzahl von Architektenpersönlichkeiten – zu Wege zu bringen. Und doch ist ein Beispiel seit 50 Jahren vorgegeben! Es haben sich hier die Vorzüge



- 1 - 4 Ludwig Mies van der Rohe
- 5 - 9 J. J. P. Oud
- 10 Victor Bourgeois
- 11 + 12 Adolf G. Schneck
- 13 - 15 Le Corbusier mit Pierre Jaenneret
- 16 - 17 Walter Gropius
- 18 Ludwig Hilberseimer
- 19 Bruno Taut
- 20 Hans Poelzig
- 21 + 22 Richard Döcker
- 23 + 24 Max Taut
- 25 Adolf Rading
- 26 + 27 Josef Frank
- 28 - 30 Mart Stam
- 31 - 32 Peter Behrens
- 33 Hans Scharoun



der freien Grundrißgestaltung, der räumlichen Verbindungen und der plastisch-baukörperlichen Ausformung – ohne beengende Regulierung – entfalten können zu Gunsten einer Wohnumwelt, die über die einzelne Wohnung hinauswirkt und das Gefühl vermittelt, in einer geprägten Wohnanlage zu Hause zu sein.

Baulich manifestiert sich hier nicht die Assimilation fremder Bauformen, sondern ein eigenständiger archaischer Beginn, «Neue Sachlichkeit» genannt – in

ihrer äußeren Einfachheit bewußt angestrebt und doch so reichhaltig für die Entfaltung menschlichen Seins geeignet.

Geht man heute durch die Wohnanlage, so empfindet man diese Substanz trotz vieler Schäden. Einem weiteren Verfall muß jedoch mit entschiedenen Mitteln Einhalt geboten werden, soll Wohn- und Erlebniswert dieses Experiments von 1927 erhalten bleiben.

Es haben sich daher für diese gute Sache viele Stim-

men erhoben im vergangenen Jahr 1977, um die Wiederherstellung der Weißenhofsiedlung zu erreichen. In diesem Kreis darf auch der SCHWABISCHE HEIMATBUND nicht fehlen, denn seine Satzung verpflichtet ihn, die *kulturellen Grundlagen unserer Heimat für die Aufgaben der Gegenwart und die Gestaltung der Zukunft wirksam zu machen und dadurch einen sachgerechten und zeitgemäßen Beitrag zur Weiterentwicklung der Gesellschaft und ihrer Umwelt zu leisten.*

Wer dies will, der muß über die geschichtlichen Ereignisse und ihre geistigen Kräfte gerade auch der jüngeren Vergangenheit ins Klare kommen.

Es ist verständlich, daß 1927, als die Weißenhofsiedlung entstand, ein solch konsequentes und kühn in die Zukunft weisendes Unternehmen nicht einhellig Zustimmung erhielt. Wir sollten heute, wo es selbstverständlich geworden ist, die damalige Tat zu rühmen, verstehen, daß sie, neben emotionalem Hohn und Spott, auch beachtenswerte Gegner auf den Plan rief.

Das Neue mußte sich im Widerstand der beharrenden Kräfte bewähren. Und das ist das Großartige, daß diese Idee so stark war, daß sie sich trotz der Gegenkräfte verwirklichte und fortwirkte bis in unsere Zeit, die es sich in ihrem gegenwärtigen Abschnitt zur besonderen Aufgabe gemacht hat, Baudenkmale der Vergangenheit zu schützen und sie als Kulturgüter zu bewahren.

Hierzu zählt auch die Weißenhofsiedlung.

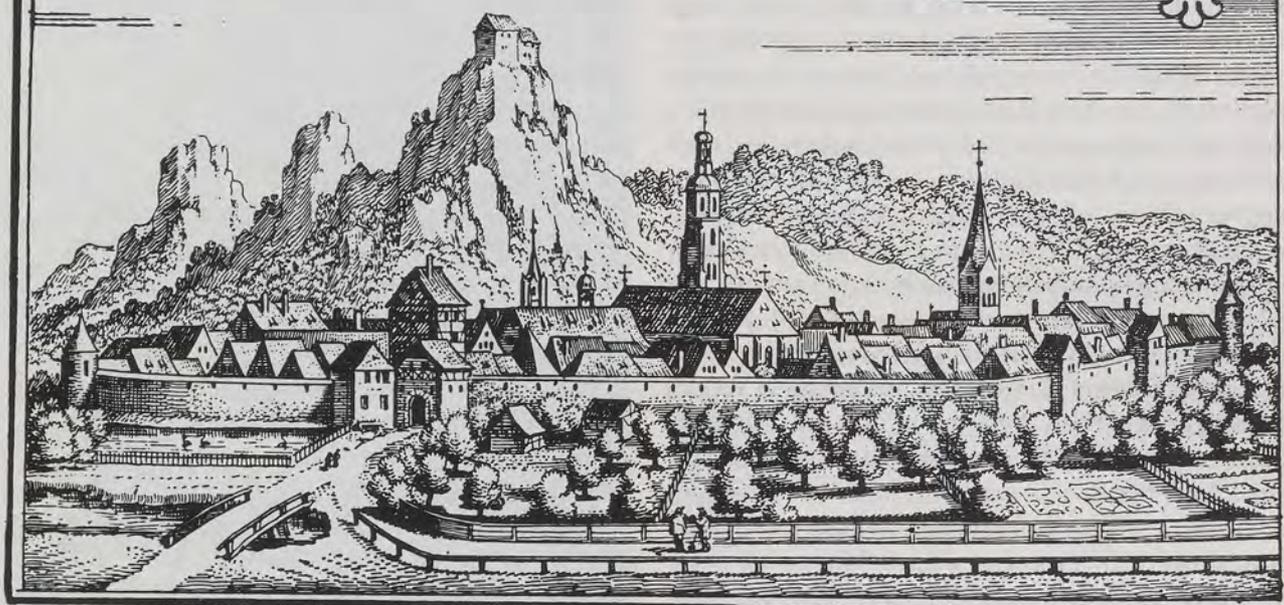
Es ist deshalb nur konsequent, wenn der SCHWABISCHE HEIMATBUND sich in einer unlängst der Öffentlichkeit vorgelegten EntschlieÙung deutlich für die Wiederherstellung der Weißenhofsiedlung einsetzt: *Der SCHWABISCHE HEIMATBUND begrüÙt und unterstützt daher die Absicht der Wiederherstellung der Weißenhofsiedlung in ihrem ursprünglichen Zustand. Es ist dies die folgerichtige Handlung, nachdem am 28. August 1958 die Weißenhofsiedlung unter Denkmalschutz gestellt wurde und damit dokumentiert wurde, daß diese Wohnanlage aus dem Jahr 1927 von hohem baugeschichtlichen und künstlerischen Rang ist. Dies um so mehr, da die Gesamtanlage und die einzelnen Wohnungen auch heutige Ansprüche an das Wohnen erfüllen.*

---

Die Fotos (Landesbildstelle Württemberg) geben den ursprünglichen Zustand der Weißenhofsiedlung wieder. Den Plan verdanken wir der im Karl Krämer Verlag Stuttgart 1977 in erweiterter Fassung erschienenen Broschüre über die Weißenhofsiedlung von JÜRGEN JOEDICKE und CHRISTIAN PLATH. Das Haus 21 wurde nicht wieder aufgebaut, die Häuser 16 bis 20, 22 bis 25, 31 und 32 nicht in der ursprünglichen Gestalt.



## Blaubeuren.



## Altstadtsanierung und Verkehrsplanung in Blaubeuren

Karl Zepf

*Bei den ESSLINGER TAGEN 1977 führte AUGUST GEBESSLER, der Präsident des Landesamtes für Denkmalpflege, Blaubeuren an als Beispiel für die Gefährdung ganzer Stadtlandschaften durch Verkehrsbelastung (vgl. SCHWÄBISCHE HEIMAT 1977/4, Seite 283). Inzwischen ist das Ende der ärgsten Belastung für Blaubeuren abzusehen: die Umgehungsstraße wird gebaut. Hier schildert nun KARL ZEPF, Bürgermeister von Blaubeuren 1960–1978, die Voraussetzungen und Konsequenzen der für Blaubeuren entwickelten Planungen. (Anmerkung der Redaktion)*

Um das Jahr 1080, als die Grafen von Tübingen neben der Blauquelle, dem sog. «Blautopf», ein Benediktinerkloster stifteten, gab es weder ein Dorf noch eine Stadt Blaubeuren. Damals waren nur zwei oder drei Bauernhöfe hier vorhanden sowie einige Mühlen an der Blau und an der Aach, in denen für die Bauern von der wasserarmen Albhochfläche das Getreide gemahlen wurde. Der Bau des Klosters, das in der damaligen Zeit zentrale Bedeutung auch für das weltliche Leben hatte, begünstigte dann den Zuzug von Handwerkern und Handelsleuten. So entwickelte sich bald außerhalb des ummauerten Klosterbereichs auch eine weltliche Siedlung.

Blaubeuren mit seinen Burgen Hohengerhausen, Ruck und Blauenstein sollte dann nach dem Untergang des Hohenstaufferreiches in der sog. kaiserlosen, der schrecklichen Zeit (1254 bis 1273) nach dem Willen seiner Gebietsherren, der Grafen von Tübingen, ein befestigter Eckpfeiler in deren Herrschaftsbereich sein. Deshalb gewährten sie dem Dorf manche Hilfe, ließen Wehrtürme und eine Stadtmauer mit Wall und Graben auch um die weltliche Siedlung bauen und erhoben schließlich im Jahr 1267 Blaubeuren zur Stadt, als es durch Heirat von den Tübingern an die Grafen von Helfenstein fiel. Mehr als 700 Jahre sind seither vergangen. Kein Krieg und kein größerer Brand haben jemals die Stadt zerstört. Die Grundzüge der damaligen baulichen Planung und Gestaltung sind noch heute deutlich sichtbar. Die um die Stadt gebaute Mauer zwang fast 500 Jahre lang die Einwohner dazu, eng zusammenzurücken und ihre Häuser in geschlossener Bauweise zu erstellen. Abgesehen von der Durchfahrtsstraße, der heutigen Markt- und Karlstraße, und dem Marktplatz ist sehr wenig Fläche für den damaligen

innerstädtischen Verkehr mit Pferdefuhrwerken ausgewiesen worden. Auch an der Stadtkirche ließ man nur den absolut notwendigen Raum neben dem dort angelegten Friedhof zu. Viele bauliche Anlagen sind inzwischen verändert, dabei verbessert oder verunstaltet worden. Geblieben ist jedoch ein schutzwürdiges Gesamtbild unserer Altstadt. Es entstand besonders durch die geschlossene Raumwirkung der Giebelhäuser beiderseits der Straßen in der Altstadt und ihrer seitlichen Gassen, durch den Marktplatz mit dem Rathaus und den Bürgerhäusern, die Stadtkirche und das Hospital sowie durch zahlreiche Fachwerkhäuser. Dieses Bild soll nach Möglichkeit auch in der Zukunft erhalten bleiben. In zunehmendem Maße sind jedoch innerhalb der letzten zehn Jahre viele deutsche Familien aus der Altstadt ausgezogen, zum Teil nach der Verwirklichung eigener Bauabsichten am Stadtrand oder in den benachbarten Ortschaften, mehr noch wegen dem unerträglichen Verkehrslärm und dem verminderten Wohnwert in zahlreichen Altstadthäusern. Auffallend viele Ausländerfamilien aus südlichen Ländern sind daraufhin in die freigewordenen Wohnungen mit ihren niedrigen Mieten eingezogen. Wer durch die Straßen unserer Altstadt geht,

kann leider oft feststellen, daß es Gebäudeeigentümer gibt, die in ihren alten Häusern keine Instandsetzungen mehr durchführen, weil keine Rendite mehr gegeben ist. Der zunehmende Verfall einzelner Gebäude und damit die Beeinträchtigung des Gesamtbilds der Altstadt zeichnet sich schon an manchen Stellen deutlich ab. Hier muß Einhalt geboten werden, wenn die Altstadt noch gerettet werden soll. Um den Wohn- und Geschäftswert in den Häusern zu erhalten bzw. wieder herzustellen, ist die weitgehende Entlastung der Innenstadt vom Verkehr erste Voraussetzung. Gleichzeitig muß eine durchgreifende Instandsetzung bzw. Sanierung vieler Wohn- und Geschäftshäuser mit zinsverbilligten staatlichen Darlehen angestrebt werden.

Im Zuge einer solchen Sanierung ist hier nicht beabsichtigt, ganze Straßenzüge abzurechnen. Auch der Verkehrsplan von PROF. SCHÄCHTERLE (Neu-Ulm) sieht keine radikalen Maßnahmen dieser Art vor, denn der von ihm geplante Verkehrsring liegt, abgesehen von zwei zum Abbruch vorgesehenen Gebäuden, außerhalb der Altstadt.

Dennoch ist Blaubeuren, was die Schutzwürdigkeit seiner Gebäude anbetrifft, bei realistischer Betrachtung weder mit Dinkelsbühl noch mit Rothenburg

Das Luftbild läßt deutlich erkennen, wie wenig Raum in und um Blaubeuren dem Verkehr bleibt: vom Kloster ausgehend hat sich die ältere Bebauung bis an den Rand des Talgrundes (und der alten Markung) geschoben, steile Hänge und jüngere Bebauungen bedingen weitere Engpässe. Foto: Stuttgarter Luftbild Elsässer & Co. (Freigabe Nr. 9/17827)





Im eng gezogenen Ring der Stadtmauer bestimmen nah aneinander gerückte Häuser und enge Gassen das Stadtbild, auch der Stadtkirche ließ man nur knappen Raum. (Foto: Archiv Blaubeuren)

ob der Tauber zu vergleichen, wo eine ganze Altstadt konserviert werden kann. Wir maßen uns eine solche Bedeutung nicht an. Hier können nur einzelne denkmalgeschützte Bauwerke konserviert werden, im übrigen müssen wir den Hausbestand regenerieren. Dabei sollen die Eigentümer den Wohn- und Geschäftswert ihrer Häuser nicht nur durch Verbesserung der sanitären und sonstigen Verhältnisse im Innern erhöhen, sondern wir müssen ihnen auch baurechtlich die Möglichkeit geben, ihre Häuser an den Außenseiten zu verändern. Denn werden zu viele Verbote und zu kostspielige Auflagen erteilt, besteht die Gefahr, daß ein Eigentümer von der Sanierung seines alten Gebäudes ganz Abstand nimmt und vollends jegliches Interesse an seinem Haus verliert. Viele Bauherren und Architekten wollen z. B. die Grundrisse der einzelnen Häuser heute zweckmäßiger gestalten. Eine nicht mehr in die Tiefe, sondern in die Breite geglie-

derte Raumordnung wurde im Zuge von Umbau- oder Erneuerungsmaßnahmen immer wieder angestrebt, oft verbunden mit dem Verlangen, die Häuser dann nicht mehr mit der Giebel-, sondern mit der Traufseite entlang der Straße stellen zu dürfen. In Straßen, wo bisher schon alle Gebäude mit der Giebelseite zur Straße standen, ließen wir keine Änderungen dieser Art zu, in anderen Straßen haben wir uns solchen Wünschen nicht ganz verschließen können, weil mit baurechtlichen Verboten oft die Gefahr verbunden ist, daß der Eigentümer von seinem Bauvorhaben Abstand nimmt und das Haus dann dem Verfall und Ausländern zur «Abwohnung» überläßt. Zur Wahrung des sonstigen Charakters unserer Altstadt haben wir uns bei Bauherren und Architekten noch besonders um Stilgefühl beim Anbringen von Edelputzen bemüht und manchen Gebäudebesitzer auch überzeugen können, daß z. B. polierte Fenstersimse, sprossenlose Verbundfenster ohne Läden, Werbeschilder nach Einheitsmuster der Lieferfirmen nicht an sein Gebäude passen.

Eine sehr wesentliche Veränderung der Lebensver-

Nicht die beschauliche Idylle vergangener Jahrhunderte gilt es zu erhalten, sondern das Charakteristische der Stadt. Manches Kulturdenkmal kann und muß konserviert werden: *im übrigen müssen wir den Hausbestand regenerieren.* (Foto: Archiv Blaubeuren)





Unmittelbar vor dem Rathaus: die Durchgangsstraße. Da bleibt nicht einmal ein normaler «Bürger»steig – von einem Rathaus- oder Marktplatz als Zentrum der bürgerlichen Gemeinde ganz zu schweigen.

hältnisse in der Altstadt hat jedoch der Verkehr bewirkt. Seit CARL BENZ und GOTTLIEB DAIMLER vor 92 Jahren den ersten Kraftwagen mit Benzinmotor hergestellt haben, sind inzwischen Millionen Fahrzeuge gebaut worden, die heute auf den Straßen der Bundesrepublik fahren. Ihre Zahl soll sich nach Meinung der Marktforscher in den nächsten Jahren noch weiter erhöhen. Erst dann soll eine gewisse «Sättigung» erreicht sein.

Schon seit Jahren sind durch den Straßenverkehr in Blaubeuren unmögliche Zustände entstanden. Die engen Altstadtstraßen sind mit parkenden Autos vollgestopft, an denen vorbei der Fußgänger- und der Einbahnverkehr der Kraftfahrzeuge mit fortge-

setzten Behinderungen stattfinden. Außerdem ist es oft lebensgefährlich, auf den sehr schmalen Gehwegen entlang der Hauptdurchfahrtsstraße innerhalb der Altstadt zu gehen: Wer einem entgegenkommenden Fußgänger ausweichen will, muß dazu meist – wenn auch nur für ein paar Schritte – den Gehweg verlassen und gerät in die Gefahr, von einem Kraftfahrzeug erfaßt und verletzt zu werden. Auch der bisherige Schwerlastverkehr, insbesondere mit Zementsilo- und Sandfahrzeugen in der Karl- und Marktstraße, verbunden mit den Verkehrsgefährdungen und Behinderungen, dem Lärm, den Erschütterungsschäden sowie der Verschmutzung der Gebäude kann kein Dauerzustand sein. Die staatliche Straßenbauverwaltung will nun zur Freude unserer Bürger noch in diesem Jahr mit dem Bau einer Umgehungsstraße beginnen. Das 26-Millionen-Vorhaben ist inzwischen in das 16-Milliarden-Programm der Bundesregierung aufgenommen worden. 15 Jahre lang hat sich die Stadtverwaltung bei allen maßgebenden Personen und politischen Organen in Ulm, Tübingen, Stuttgart und Bonn darum bemüht.

Um die Voraussetzungen für eine Verbesserung der Verkehrsverhältnisse zu schaffen, hat der Gemeinderat den international anerkannten Verkehrsplaner PROF. SCHÄCHTERLE aus Neu-Ulm im Jahr 1963 beauftragt, ein Verkehrsgutachten zu fertigen. Seine daraufhin vorgelegten Unterlagen, in der Bürgerschaft «Schächterle-Plan» genannt, sehen vor, daß neben dem Bau einer Umgehungsstraße, auf der der überörtliche – insbesondere der Schwerlastverkehr – an der Stadt vorbeigeführt wird, zur Verbesserung der Lage im innerstädtischen Verkehr ein Verkehrsring um die Altstadt hergestellt werden soll. Er soll aus einer noch zu bauenden Straße (Nordtrasse) bestehen, die von der Bundesstraße beim Gasthaus «Lamm» abzweigt, dann entlang eines Teilstücks der Lindenstraße verläuft, hinter dem früheren Oberamtsgebäude vorbeiführt, die Klosterstraße kreuzt, von dort aus hart nördlich an der Klostermauer und der Spitalmühle entlang verläuft und dann in die Straße «Auf dem Graben» einmündet, wo die Stellplätze für Pkw und Omnibusse der jährlich rd. 400 000 Kloster- und Blautopfbesucher bereits hergestellt wurden. Der andere Teil des Ringes soll durch die Bergstraße (Einbahnverkehr in Nord-Süd-Richtung), ein Teilstück der Weilerstraße und die Straße «Auf dem Graben» gebildet werden. Bis auf die sog. Nordtrasse ist dieser Ring einschließlich Stellplätze bereits vorhanden.

Nach dem Bau der Umgehungsstraße und des restlichen Teilstücks des Verkehrsringes um die Altstadt

soll dann ein wesentlicher Teil des heute die Innenstadt durchfahrenden Verkehrs auf diese Altstadt-ränder verlagert werden und uns in die Lage versetzen, in der engen Altstadt das Einbahnstraßensystem noch wesentlich zu verbessern und auch eine verkehrsfreie Fußgängerzone im Bereich zwischen Marktplatz und Stadtkirche anzulegen. Sämtliche Einbahnstraßen werden dann mittelbar oder unmittelbar in den Verkehrsring münden.

Ich habe diesen Verkehrsplan von PROF. SCHÄCHTERLE in den zurückliegenden Jahren einigen allgemein anerkannten Fachleuten mit der Bitte um Stellungnahme vorgelegt. Stets wurde mir sinngemäß erklärt, daß unter den gegebenen Umständen kaum eine wesentlich bessere Lösung möglich sei. Der Plan sei in seinen Grundzügen verkehrswissenschaftlich fundiert. Einzelheiten könne man an der oder jener Stelle vielleicht noch anders lösen. Jedoch würden solche Änderungen die Grundzüge der Gesamtplanung von PROF. SCHÄCHTERLE nicht berühren. Wenn diese Verkehrsplaner sagten, unter den gegebenen Umständen sei in Blaubeuren kaum eine

bessere Lösung möglich, so meinten sie die Lage der Stadt im engen Talkessel, umrahmt von bewaldeten Steilhängen, Landschaftsschutz- und Wasserschutzgebieten, der Klosteranlage, dem Blautopfgebiet sowie dem in der Nachkriegszeit entstandenen Schul- und Sportzentrum auf den früheren Bleichwiesen – alles Gegebenheiten, die jede Planung, ob sie so oder anders aussehen mag, wesentlich bestimmen. Eine in jeder Hinsicht ideale Lösung wird es hier praktisch nicht geben können.

Die bis jetzt bekannt gewordenen Meinungen aus der Bürgerschaft zum «Schächterle-Plan» bewegen sich von einer Anerkennung über kleine Änderungswünsche bis zu einer radikalen Ablehnung. Auch eine noch großzügigere Lösung ist schon vorgeschlagen worden. Noch kein Kritiker hat aber – trotz wiederholter Aufforderung – einen – in den Grundzügen wesentlich anderen, dabei auch finanziell realisierbaren – Gegenvorschlag gemacht, der zu einem gleichen oder noch größeren Erfolg bei der Bewältigung der Verkehrsprobleme führen würde. Betrachtet man die Verkehrspläne anderer Städte, so kommt man zu dem Ergebnis, daß auch die dor-

Im Zuge der innerstädtischen Verkehrsberuhigung soll der Klosterbezirk völlig befriedet werden. Alle Omnibusse und Personenwagen der Besucher finden außerhalb genügend Parkflächen und müssen dort abgestellt werden. Unbeeinträchtigt von sich drängenden und bedrängenden Fahrzeugen sollen Kloster und Blautopf sich in angemessener Weise dem Besucher darbieten, der sich ihnen wieder als Fußgänger nähert.



tige Planung im Prinzip die zwei gleichen wesentlichen Faktoren wie in Blaubeuren enthält: Vorüberführung des überörtlichen Verkehrs an der Stadt und Verlagerung des innerstädtischen Verkehrs auf einen oder zwei Verkehrsringe. Nur Großstädte können heute daran denken, den Schienen- und Autoverkehr unter die Erde zu verbannen und eine reine Trennung der Verkehrsteilnehmer entsprechend ihren unterschiedlichen Funktionen vorzunehmen (reine Fußgängerbereiche und Bereiche für andere Zwecke).

Von Gegnern des «Schächterle-Plans» ist befürchtet worden, die Planung beeinträchtige die Romantik der Altstadt. Besonders die Trennung von Kloster und Altstadt durch eine neue Straße sei schlecht. Dazu ist zu sagen: Im Kloster- und Blautopfbereich streben wir ebenfalls in erster Linie eine Verkehrsbe-

*Die Klosteranlage könnte noch wesentlich schöner sein, wenn sie nach landschaftsgärtnerischen und nicht überwiegend nach kleingärtnerischen Gesichtspunkten angelegt würde.*



ruhigung an. Besonders der «Blautopf» soll in seiner natürlichen Eigenart und Schönheit erhalten bleiben; und auch der Klosterbereich, besonders jene Bauteile, die als Denkmal spätmittelalterlicher Kunst gelten, sollen weiterhin baulich gepflegt werden. Die Besucher beider Sehenswürdigkeiten wollen wir vielmehr durch diese Verkehrslenkung veranlassen, ihre Kraftfahrzeuge auf den Plätzen im Grabengebiet oder ostwärts der Klostermauer abzustellen und zu Fuß Kloster und Blautopf aufzusuchen. Dies wirkt der Gehfaulheit mancher Zeitgenossen entgegen und ermöglicht ihnen ein beschauliches Wandern durch diese Anlagen und durch die Stadt. Der Eigenart von Kloster und «Blautopf» kann dies nur dienlich sein. Die Leitung der evang. Seminarstiftung in Stuttgart hat auch von Anfang an diese erheblichen Verbesserungen erkannt, die in der neuen Planung für den Klosterbereich enthalten sind, der künftig nur noch von den dortigen Bewohnern befahren werden darf. Deshalb hat sie schon bei der ersten Besprechung dem Verkehrsplan grundsätzlich zugestimmt und inzwischen ihre Zustimmung im Rahmen eines Bebauungsplanverfahrens erneuert. Altstadt und Klosterbereich werden durch die Verkehrsplanung nicht in «seelenlose» Einzelteile zerschnitten, wie einige Kritiker meinen. Im übrigen würde sich nach Herstellung der Nordtrasse und Bau einer Mauer entlang deren nördlicher Grenze die Klosteranlage und die Stadtmauer mit ihrem Wehrgang auch von Süden aus dem Beschauer erstmals zeigen. Nebenbei erlaube ich mir noch die Anregung: Die Klosteranlage könnte noch wesentlich schöner sein, wenn sie nach landschaftsgärtnerischen und nicht überwiegend nach kleingärtnerischen Gesichtspunkten angelegt bzw. genutzt würde. Auch in bauästhetischer, denkmalpflegerischer Sicht könnte dort noch manches getan werden, um die Gesamtanlage bei Trennung von der Altstadt durch die Nordtrasse in ihrer Geschlossenheit stärker herauszustellen. Denn die Freistellung des ummauerten Klosterbereichs von der Altstadt durch die Nordtrasse würde erst ihre Geschlossenheit und Einheit für jedermann sichtbar werden lassen. Wiederholt ist von Kritikern dieser Planung der Meinung Ausdruck gegeben worden, die Umgehungsstraße sei zwar notwendig, jedoch solle die sog. Nordtrasse nicht gebaut werden, denn sie sei nach dem Bau der Umgehungsstraße nicht mehr erforderlich. Bei dieser Beurteilung werden m. E. zwei wesentliche Faktoren verkannt:

1. Nach dem Bau der Umgehungsstraße wird sich die Zahl der Kraftfahrzeuge, welche die Innenstadt bisher durchfahren haben, nicht so stark vermindern wie viele annehmen. Der Schwerlastverkehr

wird zweifellos wesentlich zurückgehen. Was aber einerseits an Verkehrsteilnehmern im Rahmen des überörtlichen Verkehrs dann ausbleibt, wird andererseits aufgewogen werden durch die angekündigte Zahl der in den nächsten Jahren noch neu zur Zulassung kommenden Kraftfahrzeuge, so daß im ganzen gesehen keine entscheidend ins Gewicht fallende Minderung des Verkehrsaufkommens erfolgt.

2. Wenn wir den Bau der Nordtrasse unterlassen, ist eine wesentliche Verbesserung des Einbahnstraßensystems und auch die Schaffung einer autofreien Zone in der Innenstadt nicht möglich, und die derzeitige Verkehrssituation in der Altstadt wird unbefriedigend bleiben; und das bedeutet: weiterhin mit Kraftfahrzeugen verstopfte Altstadtgassen, Behinderungen und Gefährdungen, Lärm, Erschütterungen und Verschmutzungen fast wie eh und je, mit allen Nachteilen für den Hausbestand und seinen Wohn- und Geschäftswert.

Ich bin mir darüber im klaren, daß der erforderliche Erwerb und Abbruch von fünf Gebäuden nicht einfach ist. Jedoch werden seit einigen Jahren in fast allen Städten der Bundesrepublik sehr einschneidende verkehrsbauliche Maßnahmen durchgeführt. In den großen Städten sind es oft mehr als hundert Häuser, die dabei zum Opfer fallen. Fast überall ist es bisher gelungen, diese Vorhaben auszuführen. In der Stadt Metzingen, die zwar um ein Drittel größer als Blaubeuren ist, wurden vor rd. zwölf Jahren ca. 26 Häuser im Zuge einer Verlegung der Bundesstraße Nr. 28 abgebrochen. Die staatliche Straßenbauverwaltung und die Stadt Metzingen zusammen

haben dieses Problem m. W. zur Zufriedenheit der Betroffenen gelöst. Ich bin der Meinung, daß es auch in Blaubeuren gelingen sollte, mit den wenigen Gebäudeeigentümern, die hier betroffen sind, in individuellen Verhandlungen eine Lösung zu finden. Diese Verhandlungen zu torpedieren, kann nicht Sinn und Zweck einer Bürgerinitiative sein. Denn der Abbruch eines alten Gebäudes muß nicht in jedem Fall mit einem Wertverlust für dessen Eigentümer gleichgesetzt werden. Die Stadt will die Gebäudeeigentümer gut entschädigen. «Vergolden» kann sie die zum Abbruch kommenden Gebäude allerdings nicht. Dies könnte auch gegenüber der Allgemeinheit nicht verantwortet werden.

Manche Bürger unserer Stadt, die mit dem seitherigen Zustand von Jugend an vertraut sind, meinen, es müßte alles ewig so bleiben und in der Altstadt dürfe kein Stein vom andern getrennt werden. Ich möchte nicht behaupten, daß ihre Haltung Ausdruck einer Rückschrittlichkeit ist. Ich rechne sie vielmehr einer heimatlichen Verbundenheit zu. Stillstand bedeutet aber Rückschritt. Die Zeit der Pferdefuhrwerke, in der unsere Stadt vor 700 Jahren angelegt wurde, ist vorbei. Die Motorisierungswelle hat viele erfaßt und wird noch mehr Menschen zum Kauf eines Kraftwagens veranlassen. Die sich daraus ergebenden Probleme muß die Stadt lösen. Nicht der Gemeinderat und die Stadtverwaltung wollen die Altstadt und ihre Romantik zerstören. Der moderne Verkehr wird sie zerstören und ihre Bürger weiterhin belästigen und gefährden, wenn wir ihn nicht zweckmäßig lenken.

## Unterm Rad: Maulbronn\*

Die wohl bekannteste literarische Schilderung des einstigen Zisterzienserklosters Maulbronn verdanken wir HERMANN HESSE. Mit ihr wird das 3. Kapitel einer Erzählung eingeleitet, die als Schlüsselwerk für die Schwierigkeiten eines jungen Mannes gilt, der weder mit sich noch mit seiner schulischen Umwelt zurechtkommt. Hans Giebenrath, die Hauptfigur des Romans, ist HERMANN HESSE, der in seiner Maulbronner Seminarzeit sich «Unterm Rad» fühl-

## Wolfgang Irtenkauf

te. Der mit «entzückend, schön, innig, graziös, kräftig, edel» umschriebenen Welt einer fernen Klostervergangenheit wird dann das «Scheinleben» der Gegenwart, das heißt des ausgehenden 19. Jahrhunderts, gegenübergestellt: *Im Nordwesten des Landes liegt zwischen waldigen Hügeln und kleinen, stillen Seen das große Zisterzienserkloster Maulbronn. Weitläufig, fest und wohl erhalten stehen die schönen alten Bauten und wären ein verlockender Wohnsitz, denn sie sind prächtig, von innen und außen, und sind in den Jahrhunderten mit ihrer ruhig schönen, grünen Umgebung edel und innig zusammengewachsen. Wer das Kloster besu-*

\* Überarbeitete Fassung einer Sendung des Süddeutschen Rundfunks Stuttgart



KEY  
DRINKWASSER

chen will, tritt durch ein malerisches, die hohe Mauer öffnendes Tor auf einen weiten und sehr stillen Platz. Ein Brunnen läuft dort, und es stehen alte ernste Bäume da und zu beiden Seiten alte steinerne und feste Häuser und im Hintergrunde die Stirnseite der Hauptkirche mit einer spätromanischen Vorhalle, Paradies genannt, von einer graziösen, entzückenden Schönheit ohnegleichen. Auf dem mächtigen Turm der Kirche reitet ein nadelspitzes, humoristisches Türmchen, von dem man nicht begreift, wie es eine Glocke tragen soll. Der unversehrte Kreuzgang, selber ein schönes Werk, enthält als Kleinod eine köstliche Brunnenkapelle; das Herrenrefektorium mit kräftig edlem Kreuzgewölbe, weiter Oratorium, Parlatorium, Laienrefektorium, Abtwohnung und zwei Kirchen schließen sich massig aneinander. Der weite Vorplatz liegt still und leer und spielt im Schlaf mit den Schatten seiner Bäume; nur in der Stunde nach Mittag kommt ein flüchtiges Scheinleben über ihn. Dann tritt eine Schar junger Leute aus dem Kloster, verliert sich über die weite Fläche, bringt ein wenig Bewegung, Rufen, Gespräch und Gelächter mit, spielt etwa auch ein Ballspiel und verschwindet nach Ablauf einer Stunde rasch und spurlos hinter den Mauern. Auf diesem Platz hat schon mancher sich gedacht, hier wäre der Ort für ein tüchtiges Stück Leben und Freude, hier müßte etwas Lebendiges, Beglückendes wachsen können, hier müßten reife und gute Menschen ihre freudigen Gedanken denken und schöne, heitere Werke schaffen.

HERMANN HESSE fängt hier gleichsam in einem Absatz die Polarität zweier Zeitabschnitte ein, die Maulbronn in seinem 800jährigen Bestehen geprägt haben: das einstige Kloster der «weißen Mönche», dessen Grund im Jahre 1147 gelegt wurde, und die Zeit des Seminars, die anschließend an die Reformation hier begann und junge Menschen formte – oder auch zerbrechen ließ. Angefangen hat die Reihe derer, die aus der Perspektive des Klosterschülers berichten, mit dem Astronomen JOHANNES KEPLER, der im Jahre 1596 lapidar seine Maulbronner Erlebnisse so zu Papier brachte: *Am 6. Oktober wurde ich für Maulbronn bestimmt, wo ich am 26. November hinkam. 1587 am 4. April befiel mich ein Fieber. Damals machte ich Fortschritte und wurde durch den Haß meiner Mitschüler lange geplagt. Mit einem von ihnen hatte ich im März vorher Kämpfe zu bestehen. Matthias Köllin suchte mit mir Freundschaft, bei einem Gelage wurde er von Franz Rebstock verletzt. Am 4. Oktober gab ich Gedichte ab. Am 3. März 1588 konnte ich den Mond, der sich inmitten der Finsternis befand, gerade noch mit den Augen durch die Aschenfarbe erkennen. Die meisten Mitschüler hatte ich als Feinde. Im Februar 1589 kam ich verdientermaßen in den Karzer.*

Man versteht wohl, wenn sich Absolventen des Seminars in der Mitte des letzten Jahrhunderts in Ver-

sen auf folgende Art und Weise Luft verschafften: *Wo im tiefen Unterland / einst ein Maultier stille stand, / weil es glaubt', an dieser Stelle / auszuwittern eine Quelle, / ließen einmal Klosterbrüder / sich recht maultiermäßig nieder. / Denn der graue Bruder / war ein dummes Luder, / nahm ein langes, sumpfig Loch / für 'ne Quelle noch, / stillte eselskeck / sich den Durst im Dreck.* Mit diesen anspruchslosen, aber die Gründungsvorgänge treffenden Versen sind die Anfänge des Klosters Maulbronn umschrieben. Auch die Sage hat sich der beginnenden Rodung zwischen Enz und Stromberg in den ersten Jahren der staufischen Herrschaft angenommen. Sie geht von dem unruhigen Leben des 12. Jahrhunderts aus, schützende Hände, so heißt es, habe nur ein Kloster aufhalten können. *Da beschloß der fromme Ritter Walter von Lomersheim an der Enz, den das Blut so manchen Wanderers verdroß, dem frechen Unwesen ein Ende zu machen, und ein Kloster in des Waldes Mitte zu bauen, damit hinfort ein freier Verkehr in dieser Gegend sein möge. Rüstig ging's ans Werk, der Wald wurde ringsumher gelichtet, damit das Auge eine freundlichere Ansicht gewinne, Wege wurden nach allen Seiten hin gebahnt, und die nahen Steingruben mußten gute und schöne Bausteine liefern.* Was in der Sage als mutige Sicherungstat des staufischen Ritters WALTER VON LOMERSHEIM erscheint, das ergibt in Wirklichkeit ein ganz anderes, viel nüchterneres Bild: WALTER wollte – und das entspricht durchaus religiösen Gepflogenheiten der frühstaufigen Zeit – eine eigene Grablege seines Geschlechts in der Nähe seines Erbgutes Eckenweiher (nahe dem heutigen Mühlacker) schaffen. Im Jahre 1138 bittet er die elsässische Zisterzienserabtei Neuburg (nahe Hagenau), ihm dafür die notwendigen 12 Mönche zu senden. Doch die Errichtung der Grablege, verbunden mit einem Kloster, kommt ins Stocken, weil Wasser und Bausteine fehlen. Auch der zuständige Diözesanbischof, GÜNTHER VON SPEYER, hält Eckenweiher für ungünstig und schlägt eine Verlegung des Baus in das nahe Salzachtal vor.

Im März 1147 wurde der erste Spatenstich getan. In der Gründungsurkunde heißt es darüber: *Der Bitte der Mönche, insbesondere ihres Abtes Dieter, stimme ich, Bischof Günther von Speyer, zu und übereigne ihnen den zu unserer Kirche gehörenden Grund und Boden zum Bewohnen und Bebauen zu eigenem Gebrauch, ohne Widerspruch von irgendeiner Seite, dergestalt, daß die dorthin verlegte Abtei ohne jeden Vogt bleiben und nur unserem Bistum unterstehen, nur uns und unseren Nachfolgern den schuldigen Gehorsam erweisen soll.*

Den geeigneten Ort im Salzachtal aber fand man nur dank der Tüchtigkeit eines Maultieres, das dort stehen blieb, wo am meisten Wasser sich ansammelte. *Weil es glaubte, an dieser Stelle / auszuwittern eine Quel-*



Maulbronn kann Meisterwerke der schwäbischen Buchmalerei des 12. Jahrhunderts, d. h. der Stauferzeit, vorweisen. Die S-Initiale aus einer Werkniederschrift des Mailänder Bischofs Ambrosius zeigt den Autor bei der Abfassung des Buches vor einem Schreibpult, das eine drachenartige Gestalt besitzt. Unten überreicht der Evangelist Lukas, dem der Kommentar des Ambrosius gilt, seinem Symbol, dem Stier, die fertige Arbeit. Mit der linken Hand ist Lukas bereits an einer weiteren Arbeit (Apostelgeschichte?) beschäftigt (Handschrift Erlangen, Universitätsbibliothek Ms. 72).

le, / ließen einmal Klosterbrüder / sich recht maultiermäßig nieder. Und die Räuber der Sage? Die drohten, wenn man der Gründungssage trauen darf, mit der Niederreißung der Gebäude. Die daraus resultierende Kraftprobe gewannen allerdings die schlaueren Mönche, die zuerst versprachen, den Bau nicht zu vollenden.

Das ist ein Wort, das sich hören läßt, sprachen die Räuber untereinander; doch wollten sie der Mönche schnellen Worten nicht trauen und forderten zur Bekräftigung dessen einen Eid. Die Mönche schwuren und die Räuber zogen arglos von dannen. Aber nichts desto weniger ging es

mit der Arbeit an dem Bau der Kirche voran, und der Vollendung der Kirche fehlte nur noch ein Stein in der linken Querwand der Kirche, den ließen die Mönche wohlbedacht am Boden liegen. Da die Räuber jetzt strenge Rechenschaft von den weißen Mönchen forderten, so führten sie die Räuber durch die linke Seitenhalle zu der Stelle, wo der Stein am Boden lag und oben die abgeschrägte Lücke war, die noch heute auf den Stein wartet, zum Zeichen, daß sie, die Mönche, den Eid gehalten hatten. Die Räuber sahen sich zwar hintergangen, doch konnten sie auch nicht leugnen, daß die Mönche ihr Wort gehalten hätten, und mieden fortan die Wälder. In dieser Zeit des Kloster- und Kirchenbaus entsandten die Zisterzienser von dem halbfertigen Maulbronn aus in den Jahren 1151 und 1157 wiederum Mönche nach den neugegründeten Klöstern Bronnbach am Unterlauf der Tauber und Schöntal im mittleren Jagsttal, ein Beweis für die Attraktivität der harten, asketischen Lebensart der Zisterzienser. Sie waren ja die Erneuerer des abendländischen Mönchtums, das im Laufe der Jahrhunderte vor allem im Benediktinerorden zuviel Verweltlichung und Machtentfaltung erleben mußte, was der Idee der Orden und der von der Welt abgeschlossen lebenden Mönche oft mehr als abträglich war. Ein Neuanfang sollte gemacht werden. Dies hatte der große Kreuzzugsprediger der Zeit BERNHARD VON CLAIRVAUX gefordert. Einer der Gewölbeschlusssteine des Maulbronner Oratoriums stellt ihn mit Abtsstab und Bibel in der Hand dar. Als er 1153 starb, war die erste Hälfte des Maulbronner Klosterbaus bewältigt. So entstand während dreier Jahrzehnte die gewaltige Klosteranlage, die man auch einmal als Deutschlands einziges zisterziensisches Freilichtmuseum angesprochen hat. RICARDA HUCH sah sie so: Die Mitte der Abtei nimmt der Kreuzgang ein mit den mannigfachen gotischen Fenstern, mit der reizenden Brunnenkapelle und dem tannenschlanken Brunnen, dessen einer Schale in späterer Zeit zwei abgestufte kleinere hinzugefügt worden sind. An die südliche Stelle des Kreuzgangs schließt sich die Kirche, die übrigen Seiten vermitteln den Zugang zu verschiedenen Zwecken dienenden Räumen: den Speisesälen für Mönche und Laienbrüder, dem Kapitelsaal, wo täglich Kapitel aus den Ordensvorschriften vorgelesen wurden, dem Gewölbe, von dem aus durch Röhren die darüberliegende Wärmestube geheizt wurde. Nur dort konnten sich die Mönche den langen Winter durch etwa einmal erwärmen, alle übrigen Räume wurden nicht geheizt. Mag auch die Frugalität der Lebensweise in späterer Zeit etwas gelockert sein, so bleiben doch das Frieren, das Schweigen und die Lasten des 7maligen täglichen Gottesdienstes, wozu noch die nächtliche Vigilie kam, die bis an den grauenden Morgen dauerte. Manche mögen das Sprechen am meisten entbehrt haben, das auf die notwendigsten Mitteilungen beschränkt und in

den eigentlichen Klösteräumen überhaupt verboten war. Allerdings gehörte der religiöse Charakter des Klosters dazu, der Glaube, daß das brüderliche Zusammenleben ein Dienst Gottes sei, und die Selbständigkeit des Klosters. Im Mai des Jahres 1178, nach über 30 harten Jahren des Bauens, konnte die aus Keupersandstein erstellte dreischiffige Basilika im romanischen Stil durch den Erzbischof ARNOLD VON TRIER geweiht werden. Schwere Pfeiler, schmucklose Wände, Verzicht auf ein Turmpaar, auf Türme überhaupt – das sind die äußerlichen Merkmale der Zisterzienserkirche. Doch damit ist die Bautätigkeit der Mönche nicht erschöpft. Um 1200 wird das Laienrefektorium gebaut, ein deutlicher Hinweis, daß das Kloster längst noch nicht fertig war, wenig später das Paradies, die Eingangshalle zur Kirche. Kreuzgang und das Herrenrefektorium, wo nach den Worten DEHIOS die in die Höhe strebende Kraft in den Gewölben gleich den Strahlen eines Springbrunnens auseinanderschießt, folgen. Man tritt jetzt in die Gotik ein, deren künstlerische Vorreiter die Zisterzienser waren. Und um Kirche und Kloster entstehen die Zweckbauten, der Klosterort.

HANS HEINRICH EHRLER hat sie in den «Briefen aus meinem Kloster» so gesehen: *Aus den mächtigen Flanken hervorwachsend ist, da einzeln, da gesellt, da an die Wehr gefesselt, da befreit, eine bunte Siedlung von Häusern gesetzt, Häuser mit gediegenen satten Namen: Haberkasten, Marstall, Pfisterei, Weingartenhaus, Schmiede, Wagnerei. Das schiebt sich aus dem dunklen Grund ineinander, da mit Fachwerk, da mit geschnecktem Giebel, da mit einer Steintreppe, da mit blumengeschmückter Vordachstiege, da in weißem Putz, da in verschossenem Gelb und Blau. Zwischendurch siehst du eine Holzstiege auch zu dem Wehrgang hinaufzulaufen. Ein riesiger Bau jenseits bleckt Reihen weiter Luken durch die Stockwerke hin, der Fruchtkasten. Droben am Tor ob dem Leutprieesterhaus raucht noch ein runder romanischer Kamin aus den ersten Zeiten. 400 Jahre deutscher, mittelalterlicher, klösterlicher Baugeschichte sind wir hindurchgegangen, unter einem Dach. Aus der Romanik aus Kaiser Rotbarts Zeit durch die Formwende, die Gotik, bis zum überblühenden Ende. 400 Jahre nacheinander, unter einem Dach. Das Kloster, dem die Herrenmönche gleichermaßen wie die Laienbrüder dienen, schafft sich seinen Klosterstaat. Einzelne Ortschaften in der näheren und weiteren Umgebung des Klosters werden zu Mittelzentren erhoben, sie erhalten neben den Fruchthöfen die sog. Gaden in den ummauerten Kirchenburgen, das sind die Vorratskammern für das Notwendigste in Kriegszeiten für die Bevölkerung. Den Wirtschaftsbetrieb in den klösterlichen Eigenbetrieben, Grangien genannt, verrichten die Laienbrüder. Lienzingen und Weissach haben bis*



So sah Maulbronn aus der Ferne um 1850 aus. (Schefold 5074)

heute in ihrem Ortsbild die einstigen Maulbronner Einflüsse bewahrt.

Maulbronn, das zu einem der größten Zisterzienserklöster heranwächst, sieht sich freilich immer auch inneren Gefahren ausgesetzt, Nachlassen der strengen Ordensvorschriften, dem ungeistlichen Leben im Umgang mit der Welt. So mahnt die bedeutende Mystikerin der Stauferzeit, HILDEGARD VON BINGEN, schon im Jahrhundert der Gründung den Maulbronner Abt: *Als du noch in der Welt warst, verrichtetest du wenig Gutes, aber die Belehrung des Heiligen Geistes hat dich durchdrungen und zum Guten ge-*

Der innere Klosterbezirk aus der Vogelschau. (Luftbild freigegeben durch Bezirksregierung Rheinhessen-Pfalz – Abwicklungsstelle Rheinhessen – Nr. 14037 – 5)



wendet. Hüte dich, daß du nicht dein Kapitel gewissermaßen als Mond verachtest oder vom Umgang mit deinen Brüdern wie von den Sternen ermüdet wirst oder gar die Belehrungen des Heiligen Geistes als Verhöhnung deines Gemütes wie den Tau empfindest und seine Schärfe gering achtest. Sondern siehe, daß du Gott mit gutem Willen und Vorsatz immer zu umarmen trachtest, in der Umarmung bewahrst und darin lebst!

Maulbronn lebte unter dieser Verpflichtung und wähnte sich in göttlicher Hand. Im Gegensatz zu vielen anderen Klöstern war das späte Mittelalter hier keine Epoche des Abstiegs, sondern durch eine beinahe gleichbleibende Entwicklungslinie gekennzeichnet. Nichts bringt das besser zum Ausdruck als die Innenausstattung der gewaltigen Klosterkirche, das Chorgestühl etwa als Zeichen der ständigen Gebetsverpflichtung, das im Laienschiff aufragende Kruzifix aus dem Jahre 1473 vom Meister CVS – CONRAD SIFER aus Sinsheim – und der in der Stuttgarter Staatsgalerie erhaltene Maulbronner Altar des Jahres 1432.

Dieser Altar, der wahrscheinlich in Salem von einem unbekanntem Meister für Maulbronn gearbeitet wurde, zeigt das Leben von Heiligen, die in der Nachfolge Christi stehen, allen voran BERNHARD VON CLAIRVAUX, den wir auf verschiedenen Stationen seines Lebens begleiten können. Im Mittelpunkt aber steht der gekreuzigte CHRISTUS. «Es ist vollbracht» – diese Szene spiegelt sich in einer traumhaften Verlorenheit des Gefolges, der Grenzenlosigkeit des Raumes, in dem das Tageslicht erloschen ist, und in der ganzen Verlassenheit der Natur. Selten ist der Karfreitag in dieser Zeit so intensiv nachempfunden worden wie hier.

Seit 1361 stand das Kloster unter der Schirmvogtei der Kurpfalz. Zwar hatte einst Bischof GÜNTHER VON SPEYER anlässlich der Gründung Maulbronn erklärt, die Abtei solle ohne jeden Vogt bleiben und immer dem Bistum unterstehen, aber die Zeiten hatten sich geändert. Die Macht des Bistums stand auf tönernen Füßen, weshalb die Schirmvogtei seitens einer weltlichen Macht nicht zu umgehen oder gar abzuschütteln war. In diese Funktion wollte die Grafschaft Wirtemberg, notfalls mit Gewalt, eindringen. Daher überfiel im Jahre 1460 Graf ULRICH DER VIELGELIEBTE von Wirtemberg das Kloster und brandschatzte es. Sein Ziel, die Vogtei zu übernehmen, hatte er allerdings nicht erreicht. Von der Pfalz wurde es jetzt als eine Art Festung ausgebaut. 44 Jahre danach rückte Herzog ULRICH von Württemberg 1504 vor die Tore des Klosters.

Weil der Abt und der Konvent unter Hinterlassung etlicher alten Mönche sich nach der Bischofsstadt Speyer geflüchtet hatten, ließ der Herzog mit dem

Geschütz angreifen. Bald waren die Basteien und Bollwerke zerstört und die Besatzungen sahen sich, da sie auf keinen Entsatz hoffen konnten, gezwungen, das Kloster an den Herzog zu übergeben und sich nur den freien Abzug auszubitten.

Im Juni 1534, genau drei Jahrzehnte später, gab Herzog ULRICH von Württemberg, eben aus seiner Verbannung zurückgekehrt, dem Kloster den Todesstoß. Zunächst erschien der Maulbronner Abt nicht zum Stuttgarter Landtag. Dort hätte er einwilligen sollen, die Hälfte des klösterlichen Einkommens dem stark verschuldeten Herzog abzuliefern. Der Abt floh, zahlte 1600 Gulden als Abschlagssumme und schrieb dem Herzog auf dessen Vorwurf, er habe die Schätze seines Klosters unrechtmäßig weggeführt: *So weiß ich Euch nichts, weder an Kleinod, Barschaft oder anderem, was ich dem Gotteshaus zu Nachteil weggeführt hätte.* Doch der Herzog glaubte dem Abt nicht. Im Mai 1535 ließ er ihn auf fremdem Gebiet, nämlich in Speyer, überfallen, um seine herzogliche Macht zu demonstrieren. Da sah der Abt, daß kein Kompromiß möglich war. Er verlegte die Abtei ins Exil nach dem elsässischen Zisterzienserpriorat Pairis, das nominell den katholischen Maulbronner Abt bis zur Aufhebung von Pairis im Zuge der Französischen Revolution 1792 beherbergte.

In dieser letzten Zeit klösterlicher Wirksamkeit war der aus dem benachbarten Knittlingen stammende DOKTOR FAUST Gast bei dem damaligen Abt JOHANN ENTENFUSS. Auch hier hat sich wieder die Sage des geheimnisvollen Magiers bemächtigt, der in Maulbronn im Winter Rosen blühen ließ, der Glocken zum Tönen bringen konnte, ohne daß jemand an den Seilen zog, ja, der sogar die steinernen Hühner an den Türpfosten des Kapitelsaales zum Flattern brachte.

*Einmal führte der Zauberer den Abt und den Prior in seine Küche. Als diese herauskamen, sagt er erfreut: «Das Gold ist fertig! Wir haben es in der Retorte gesehen und in den Händen gewogen». Da kam im gleichen Augenblick Bruder Walter und rief: «Der heilige Fronleichnam ist aus dem Sakramentshaus verschwunden». Die Brüder und auch der Herr Abt knieten wie von einem Donnerschlag hingeworfen nieder. In der Mitte stand Doktor Faust allein. Seine Hände fielen rechts und links herunter, als hätten sie zwei schwere Steine darinnen, und auch sein Kopf sank ihm auf die Brust. Nach einer Weile sagte er: «Hochwürdige Herren, sprecht keine Verdammnis aus wider mich!» Dann schritt er, in den schwarzen Mantel gehüllt, aus dem Kreis der Knienden und durch den Kreuzgang zur Pforte. 14 Tage später begehrte ein Fremder an der Pforte, Bruder Walter zu sprechen. Nach zwei Stunden einsamer Unterredung führte der Bruder den Mann vor den Abt. Am anderen Morgen klopfte der Fremdling an die Türe des Kapi-*

telsaales, warf sich inmitten des versammelten Konvents auf die Steinfliesen nieder, um die Erbarmung Gottes und des Ordens bittend. Johann, gebürtig aus Knittlingen, wurde als Novize aufgenommen und lebte, ein strenger Büsser, viele Jahre. Nie kam mehr ein Wort über seine Lippen.

Viel härter waren die Realitäten, die kurz nach dem Besuch des sagenhaften DOKTOR FAUST in Maulbronn eintraten. Das Kloster wurde nach und nach zur evangelischen Klosterschule umgewandelt. Circa 24 Schüler sollten von dem Abt, der jetzt auch Prälat hieß, und einem Präzeptor auf das künftige Studium der evangelischen Theologie vorbereitet werden. Am Werktag soll nach dem Frühgebet allweg eine theologische Lesung gehalten, ein Buch aus dem Alten Testament oder ein Brief Pauli oder anderer Aposteln dieser Gestalt erklärt werden, daß die Studiosi darin, nach dem Vermögen ihres Verstandes, in Grammatik und Theologie unterrichtet werden.

Mit dem ersten evangelischen Abt bzw. Prälaten VALENTIN VANNIUS zog ein ehemaliger katholischer

Zisterzienser aus eben diesem Kloster wieder in seine einstige Wirkungsstätte ein, allerdings unter total verschiedenen Vorzeichen. Als er 1567 starb, als alter und niederfälliger Mann, da war die Wende vollzogen, die Klosterschule eingerichtet, jedoch wurde der Name Maulbronn einer immer stärker werdenden Kritik unterzogen. Das «Image» der Lehranstalt zeigte nicht nur bei KEPLER oder HERMANN HESSE negative Züge, auch andere Träger großer Namen durchliefen die Schule voller Aggression und Haß. Dicke Mauern, enge, traurige, feuchte Zellen für den Sommer und für den Winter zwei bis drei sog. Winterstuben, d. h. zehn Fuß lange und zehn Fuß breite Winkel, wo ihrer 10 – 12 aufeinandergepfropft sind. In diesen Mauern, wie in einem Kerker verschlossen, ohne Erlaubnis, frei Luft zu schöpfen oder einen Fuß hinauszuwagen, als etwa eine Stunde des Tages und im Sommer noch eine Stunde darüber, wovon aber Sonnabend und Sonntag ausgenommen sind, dieser, weil er der christliche, jener, weil er der jüdische Sabbat ist. So KARL FRIEDRICH REINHARD, der aus Schorndorf stam-

G. Kübler malte das Paradies der Maulbronner Klosterkirche von Südosten. Idyllische Zeiten um 1835? Immerhin wurde damals von Seminaristen schon dem jungen Sport gehuldigt; Turnvater Jahns Ideen hatten offensichtlich schon Fuß gefaßt in der Klosterschule (Scheffold 5053).





Im Kreuzgang scheint die Überlieferung der fernen Zisterzienser-Vergangenheit ungebrochene Gegenwart zu sein.

mende spätere französische Staatsmann. Er fährt fort: *Selbst die fleißigsten Zöglinge, wenn sie in die Jahre kommen, wo sie ihren Verstand selber gebrauchen können, klagen mit Unwillen, daß man sie ihre kostbare Zeit durch eine zwecklose Art, zwecklose Dinge zu studieren, so elend habe verschleudern lassen. Wer sich im Geist dieser Anstalten bildet, wird ein gelehrter, einseitiger Pedant. Aber ein brauchbarer Mann wird er niemals.*

Der mit HÖLDERLIN innig befreundete Markgröninger Stadtschreibersohn RUDOLF FRIEDRICH HEINRICH MAGENAU sah und erlebte die Klosterschule zu Maulbronn so: *Maulbronn hatte einen Prälaten, der schon ziemlich alt und für junge aufbrausende Köpfe allzu liberal war. Im Kloster stand sich alles entgegen. Eine offene Bahn zu vielen Abschweifungen! Ein mächtiger Hang zum Saufen war einheimisch an diesem schlecht beobachteten Orte. Die Bürger von alters her gewöhnt, den Studenten überall die Hand zu bieten. Das Geld der letzteren überwand alle Hindernisse. Nächtliche Exkursionen waren zur Gewohnheit geworden. Über die gröberen Verbrechen schlich man hinweg. Keine Achtung war vor den Gesetzen wie vor ihren Exekutoren. Der Prälat zechte nicht selten selbst mit seinen Zöglingen, und so war alles im Geleise. Man sollte solcherlei Plätze mit jungen ausgewählten Männern besetzen, nicht mit abgelebten, mit dem Gange der Welt unbekanntem und ihr abgestorbenen, auf*

*Pfarrern ergrauten Männern. Meine Laufbahn zu Maulbronn dauerte zwei Jahre, und bald waren sie entschwunden. Ich habe im wissenschaftlichen Fache wenig gesammelt – wie konnte es bei der ewigen Zerstreung sein. Mir war wohl, daß ich Maulbronn verlassen sollte.*

Man kann solche Urteile zusammenfassen in der kurzen Charakteristik, die der junge HÖLDERLIN im Jahre 1788 nach der Rückkehr einer längeren Reise, in zwei Sätze faßte: *Da wär' ich nun wieder im Kloster. Es war mir noch nie so eng.*

Maulbronn war in diesen Jahrhunderten nicht das gelobte Land. Äußere Ereignisse spielten eine gewisse Rolle, so der 30jährige Krieg, der schwerste Leidenszeiten und einige Jahre der Rekatholisierung brachte; nach dem Westfälischen Frieden waren es des Glaubens wegen vertriebene Emigranten aus Innerösterreich. *Fremde Inwohner sind eben undisziplinierte Leut'*, hieß es damals, und *Sie sind böse und arg genug, sie scheuen keine Konfusion.* Dann kamen Ende des 17. Jahrhunderts die Waldenser, die eine andere Sprache sprachen; HENRI ARNAUD gründete 1699 das Dorf Schönenberg unweit von Maulbronn, wo sich heute das Henri-Arnaud-Haus als Erinnerungsstätte befindet.

Es wurden bisher viele Männer zitiert, die Maulbronn's Klosterschule besucht haben. In dem Reigen fehlt eine Frau – was insofern natürlich ist, als das Seminar keine Frau ausbilden konnte und durfte. Auf eine ganz andere Weise tritt uns KAROLINE SCHELLING, die Gattin des Philosophen, entgegen. Anlässlich einer Reise in die Heimat ihres Mannes nutzte sie die Gelegenheit, ihren Schwiegervater, der als Abt bzw. Prälat an der Maulbronner Klosterschule tätig war, zu besuchen. Über die näheren Umstände ihres in Maulbronn erfolgten Todes orientiert uns ein Brief von Karolines Schwiegermutter GOTTLIEBIN SCHELLING an eine befreundete Familie in Gotha vom 12. September 1809: *Hochzuverehrende Frau Hofrat: Mein lieber Sohn ist außerstande, die Feder zu führen, und ich, seine alte Mutter, muß das schmerzliche Geschäft auf mich nehmen, Sie zu benachrichtigen: Seine liebe Frau, die gute Caroline, ist nicht mehr. Wie wird dieses Wort Sie durchdringen, die Sie unsere gute Schwiegertochter seit Ihrer Kindheit kennen! Sie ist gekommen, sich und von den Beschwerden des Sommers zu erholen, und hat nun ihr Grab bei uns auf dem alten Klosterfriedhof gefunden, wo sie den Blick so gern über die romantische Aussicht schweifen ließ.*

*Oh, könnten Sie das Haus des Jammers jetzt erblicken! Seit einigen Wochen grassiert in unserer Gegend bereits die epidemische Ruhr mit Nervenfieber. Nur Maulbronn war bis zu ihrer Ankunft verschont geblieben. Erst am zweiten Tag ihres Hierseins ergriff die tückische Krankheit die Frau eines unserer Professoren.*

Bei der Rückkehr von einer kleinen Reise zu den schönsten Gegenden des Landes war ihre erste Frage, was die Professorin Pauli mache, die sie übrigens nie gesehen hatte. Die Antwort war: sie sei gestorben. Einige Stunden danach kamen die ersten Anfälle. Wir holten den Maulbronner Arzt. Gleichzeitig ging ein Erpresser zu meinem Sohn Wolfart nach Stuttgart, der dort als Arzt in besonderem Ansehen steht und den sie schon seit seiner Jenaer Studienzeit kannte. Er kam erst, als keine Hilfe mehr möglich war.

Die großen Schmerzen ertrug sie fast nur einen Tag mit der edelsten Standhaftigkeit und Geistesgröße. An der gleichen Krankheit, die ihr – vor neun Jahren – das letzte Kind entriß, starb sie so, wie sie es sich immer gewünscht: Am Abend vor ihrem Ende fühlte sie sich leicht und froh. Die ganze Schönheit ihrer liebevollen Seele tat sich noch einmal auf; die immer schönen Töne ihrer Sprache waren Musik, der Geist schien gleichsam schon frei von dem Körper und nur noch über der Hülle zu schweben.

Sie entschlief am Morgen des 7. September 1809, fünf Tage nach ihrem Geburtstag, sanft und ohne Kampf: Auch im Tode verließ sie die Anmut nicht. Sie lag mit der lieblichsten Wendung des Hauptes, mit dem Ausdruck der

Heiterkeit und des herrlichsten Friedens auf dem Gesicht . . .

In diesen Jahren der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert lebte in Maulbronn die Familie KERNER, aus der das Haupt der schwäbischen Dichterschule JUSTINUS KERNER herauswachsen sollte. Ihm verdanken wir Jugenderinnerungen an das Kloster und an den Ort; doch von einer ganz anderen Seite her, denn KERNER war noch zu jung, um in der Klosterschule unterrichtet zu werden. Aus seiner Vaterstadt Ludwigsburg umzuwechseln in das abseits gelegene, verträumte Maulbronn, das konnte nur mit anderen Freuden, jugendlichen Entdeckerfreuden, aufgewogen werden.

Nun ein Kloster aus dem 12. Jahrhundert, rings umgeben mit hohen Mauern, einem Zwinger, über den eine Zugbrücke in dunkle Torgewölbe führte, in den Räumen innerhalb der Mauer selbst gar keine Wohnung als die der Beamten und das Prälaturgebäude, an welches das Kloster selbst, das nun die Wohnung junger theologischer Zöglinge war, grenzte. Statt der Ludwigsburger weiß und gelb angestrichenen, wie von einem Schreiner gemachten Kirchen und Türme erblickte man hier vom Altar schwarz-

Die stattlichen Bauten des Klosterbezirks lassen erkennen, daß Maulbronn nicht nur Stätte der mönchischen Andacht und dann des Lehrens und Lernens war, sondern auch Mittelpunkt eines bedeutenden wirtschaftlichen Gefüges.



graue Kreuzgänge und eine Kirche, die in ihrem Innern, besonders für die Fantasie eines Knaben, große neue Rätsel bot. Merkwürdig war bei jedesmaligem Geläute der Turm, der auf dieser in Form eines Kreuzes gebauten Kirche sich schlank und leicht aus dem Dache erhob und durch die Erschütterung der Glocken sichtbar hin und her wankte. Baumeister gaben diese Erscheinung als einen Beweis seines kunstreichen festen Baues an. Wohl sah man in diesem Kloster auf seinen Gängen keine Zisterzienser mit weißen und schwarzen Kutten mehr, aber viele, oft durchaus nicht klösterlich aussehende, lebenslustige Jünglinge, jedoch nach alter klösterlicher Weise mit langen schwarzen Kutten bekleidet. Um in Wälder und Felder zu kommen, hatte man nicht mehr wie in Ludwigsburg lange Gassen und Alleen zu durchgehen; das Kloster war in einen engen Grund gebaut, und über ihm ragten schöne Berge mit Weinreben und üppigen Wäldern.

Gar zu schön war es für den jungen JUSTINUS KERNER, sich in der Kirche selbst zu betätigen: Wir umwandeln uns oft mit den Glockenseilen, die von einem hohen Chorgewölbe herniederhingen, den Leib und ließen uns durch Kameraden vermitteltst anderer an diese Glockenstränge befestigten Seile, zuerst langsam, dann immer stärker und stärker, hin und her schwingen, bis wir zuletzt durch den ganzen Chor, ja fast bis an das Gewölbe desselben, dahinflogen und aus unsern seligen Träumen, wir seien fliegende Engel, nur dann erwachten, wenn wir unter uns auf einmal die Schlüssel und die Stimme des in Zipfelkappe und Schlafrock herbeigekommenen Professors Maier hörten, der durch die Türe des Dormentes ins Chor der Kirche auf unser Lärmen stieg und seinen Gottfried und mich aus unserem Himmel auf seine Stube ins Dorment zum Lernen transportierte.

Doch auch dem jungen KERNER blieb ein Todeserlebnis in Maulbronn nicht erspart, der Tod des Vaters. In seinem letzten Brief schrieb der Kranke an seine Ehefrau, KERNERS Mutter, sie möge nach seinem Tode Maulbronn verlassen, denn nur in einer Stadt wie Ludwigsburg könnte ihre Einsamkeit erträglich sein.

Ist mein Körper erblaßt, so kann man eine Sektion an ihm vornehmen, um meiner Kinder willen; sodann aber ist er ohne die mindeste Zierde eines Sterbekleides in den blauen Schlafrock einzukleiden, den ich ohnlängst von meiner lieben Frau erhalten. Der Sarg, in den man ihn legt, soll nur von Tannenholz sein, braun angestrichen. Man soll meine Chaise abdecken, den großen Bock aufschrauben und meinen Sarg morgens 5 Uhr, wo mein Begräbnis veranstaltet werden soll, drauflegen. Niemand soll mich zum Grabe geleiten als meine Söhne, mein Tochtermann und Herr Professor Maier. Zur Tragung des Sarges vom Kirchhofsore bis zum Grabe soll man acht arme Männer bestellen und belohnen. Keine Trauerrede soll man, weder in der Kirche noch am Grabe, halten, sondern einzig ein stilles Vaterun-

ser beten. In der nächsten Amtsversammlung soll man den Amtsvorstehern und den Bürgern, die mir während meiner Amtsführung ihr Vertrauen schenkten, dafür danken und sie versichern: daß meine Absicht immer gewesen, das Wohl des Amtes zu befördern, daß ich aber unter vorliegenden Umständen nur wenig Ersprößliches hätte ausrichten können.

Der Amtsvorstand KERNER gebot über das Amt Maulbronn. Längst hatte sich neben der alten Klosteranlage ein Ort gebildet, der vor hundert Jahren noch nicht einmal 900 Einwohner aufwies.

Der Ort besteht teils aus dem mit einer Mauer umfriedigten, zu dem ehemaligen Kloster gehörigen Gebäudekomplex, teils aus zwei nicht großen Häusergruppen, die sich im Westen und Osten desselben außerhalb der Mauer angesiedelt haben; zu der östlichen Gruppe gehört auch der ehemalige Kloster-Schafhof, dessen Gebäude mit einer besonderen Mauer umschlossen und wohl von den wenigen waren, die ursprünglich außerhalb der eigentlichen Klostermauern lagen.

Viele verbinden auch mit dem Namen Maulbronn den Gedanken an den Wein. Der Name «Elfinger» hat einen guten Klang. Wir zitieren noch einmal HANS HEINRICH EHRLER, der in seinen Herbstimpressionen den Spitzenwein in die Geschichte von Kloster und Ort verwob: Der Elfinger durchzog dann die ganze Geschichte des Monasteriums mit seinem Duft. Er war eine hochbezahlte Handelsware und die Äbte setzten ihn Königen und Kaisern vor. Freilich halber zu guter Letzt wohl auch mit, die durch Jahrhunderte gewährte strenge Regelzucht des einst vorbildlichen Konvents zu lockern. Die Wolke der Reformation stieg schon am Himmelssaum, da ließen sie an ihre heilig geschmückten Wände verwegenes Malwerk einschleichen, wenn auch nur als Sinnbild der verderblichen Fleischeslust. Bis dahin trank der Mönch nur seine Hemina, etwas über ein viertel Liter im Tag.

Es ist erst das rote Frühgewächs, Portugieser und Clevner, zur Versteigerung reif. In vierzehn Tagen kommt das «gemischte Gewächs» zur Lese und noch später, schon unter den ersten Frösten, der Riesling.

Ich gehe den Weinberg hinauf. Die Laubengänge sind noch grün wie im Mai, während droben die Waldkappe schon gilbt. Der Weingartmeister schneidet mir ein paar Trauben aus dem Gebüsch, ein Sylvaner, einen Gutedel, einen Muskateller und einen Riesling. Die Beeren schmelzen in meinem Mund bis ins Blut hinein.

Seit acht Jahrhunderten gibt es den Namen Maulbronn. Kaum einer von den rund 100 000 Besu-

Nebstehend: Die Brunnenkapelle am Kreuzgang. Die Fotografien auf den Seiten 86, 89, 92, 93 und 95 verdanken wir der Landesbildstelle Baden.



chern, die jährlich sich staunend, ja vielleicht sogar ergriffen durch Kloster und Kirche bewegen, wird RICARDA HUCH widersprechen, die ungern aus Maulbronn scheiden wollte: *Ungern scheiden wir aus dem Frieden der heiligschönen Klosterbauten, des dörflichen Hofes, und wir sind geneigt, den Untergang zu beklagen, wenn wir auch einsehen, wie verdient, ja wie notwendig es zur Zeit der Reformation war.*

Heute sehen wir die Geschichte des Klosters in einem großen Bogen. Längst ist erkannt worden, daß das konfessionelle Aufwiegen von Vor- und Nachteilen gerade hier unpassend erscheint. Maulbronn ist für alle da; es war es auch nach dem 2. Weltkrieg, als HERMAN HESSE seiner einstigen Ausbildungs-

stätte den Gruß schickte: *Es ist mir ein sympathischer Gedanke, daß inmitten des zerrütteten Deutschland und Europa da und dort solche Zellen des Aufbaus bestehen wie die Klosterschulen. Zelle des Aufbaus – vielleicht ist das die Formel, unter die die 800 Jahre Maulbronn zu bringen sind? Damit wäre alles umschrieben, auch das Positive und Negative. Und das äußere Bild könnte ein Widerschein des inneren sein: Weitläufig, fest und wohl erhalten stehen die schönen alten Bauten und wären ein verlockender Wohnsitz, denn sie sind prächtig, von innen und außen, und sind in den Jahrhunderten mit ihrer ruhig schönen, grünen Umgebung edel und innig zusammengewachsen.*

## Landschaftsverbrauch – und kein Ende?

Eberhard Bopp

I.

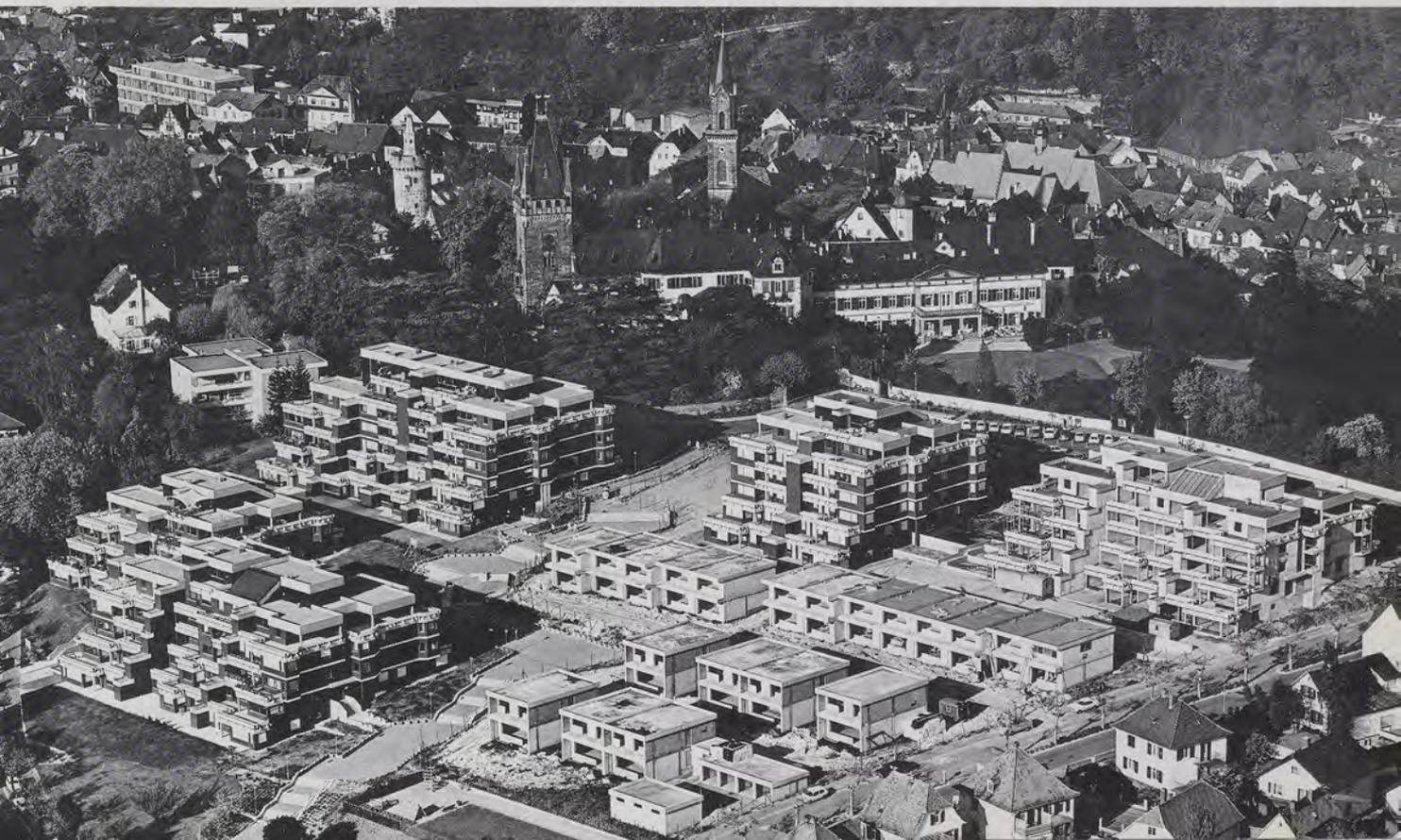
Der nahezu ungehemmte Landschaftsverbrauch, den wir in unserem Land seit den fünfziger Jahren erleben, ist zu einem bedrückenden Problem geworden. Ursächlich für diesen Verbrauch sind vor allem die Wohnsiedlungen und Industrieanlagen, der Ausbau des Verkehrsnetzes, die fortschreitende Entnahme von Bodenschätzen und Gewinnung von Energie, die Lagerung von Abfällen und Reinigung von Abwässern, der wachsende Flächenbedarf für Forschungsanstalten, Schulen und Hochschulen sowie für militärische Anlagen. Allein im Jahrzehnt 1960/70 haben – wie das Gutachten des Rats von Sachverständigen für Umweltfragen (1974) feststellt – in der Bundesrepublik die für Wohnbau und Industrieanlagen in Anspruch genommenen Flächen um 28,0% und die Verkehrsflächen (ohne Flugplätze) um 13,5% zugenommen. Die im Jahr 1950 in Baden-Württemberg festgestellte besiedelte Fläche hat bis zum Jahr 1976 um mehr als 68% zugenommen. (Dabei wurden zur Besiedlung a) Gebäude aller Art, b) Straßen und Eisenbahnen, sowie c) Park- und Grünanlagen, Friedhöfe, Sportplätze, Flugplätze und Militärübungsplätze gezählt.) Der Anteil der besiedelten Fläche an der Gesamtfläche des Landes ist von rund 6% im Jahre 1950 auf 10,1% im Jahr 1976 gestiegen. Was in Jahrhunderten schrittweise entstanden war, hat sich in einer Zeitspanne von nur 26 Jahren nahezu verdoppelt. Allein schon diese auf das ganze Land bezogenen statistischen Daten sind alarmierend. Betrachtet man die einzelnen Regio-

nen gesondert, so wird das Bild natürlich in den sogenannten Verdichtungsräumen, z. B. in den Stadtkreisen Stuttgart, Karlsruhe und Mannheim besonders düster. Nach dem Ergebnis der Systemanalyse zur Landesentwicklung Baden-Württemberg wird es mit den geplanten Wohnungs- und Gewerbeflächen bei den in der Systemanalyse angenommenen ökologischen Erfordernissen insbesondere in der Region Mittlerer Neckar zu Engpässen kommen, wenn die ökologischen Verhältnisse nicht erheblich schlechter werden sollen und ein Richtwert von 150 qm Erholungsfläche pro Einwohner nicht unterschritten werden soll. Laufende Untersuchungen über «Freiräume in Stadtlandschaften» werden die Frage, wo und von welchem Grenzwert an der ökologisch lebensnotwendige Freiraum unterschritten wird, kaum wissenschaftlich exakt beantworten können. Man wird deshalb in der Praxis ohne solche Forschungsergebnisse auskommen müssen. Die bisher bekannten Tatsachen reichen aus, um eine Gefährdung fast aller natürlichen Ökosysteme vor allem dort festzustellen, wo sie innerhalb oder am Rande von intensiv genutzten Bereichen liegen. Das Zurückgehen oder gar Verschwinden freilebender Pflanzen- und Tierarten ist wohl einer der sichersten Indikatoren dafür, daß die Ökosysteme einer Landschaft gestört oder zerstört sind. Über die Veränderungen bei der freilebenden Pflanzen- und Tierwelt liegen, wie die Landesregierung in ihrer Antwort auf die Große An-

frage der Fraktion der CDU, betreffend Naturhaushalt und Landschaftsverbrauch (1977) ausgeführt hat, umfangreiche Untersuchungen vor. Im Durchschnitt sind etwa 30 bis 40% der freilebenden Tier- und Pflanzenarten in ihrem Fortbestand bedroht. Einige Arten sind bereits ausgestorben. Besonders betroffen sind solche Arten, die auf bestimmte Lebensräume, z. B. Feuchtgebiete, Trockenrasen oder extensiv genutzte Flächen, angewiesen sind. Daneben sind vielerorts die Einzelvorkommen selbst früher sehr häufiger Arten zurückgegangen, so daß in einzelnen Landschaften – insbesondere in den Verdichtungsräumen mit einer überdurchschnittlich hohen Verlustrate – die bisher so charakteristische biologische Vielfalt in der Tier- und Pflanzenwelt einer gewissen Uniformität Platz gemacht hat. Dieser Tatbestand wiegt darum doppelt schwer, weil die Rückwirkung des Landschaftsverlusts auf die Tier- und Pflanzenwelt zugleich auch die – mehr oder weniger noch latente – schädliche Rückwirkung auf den Menschen anzeigt. Durch die fortgesetzte Inanspruchnahme freier Landschaft werden ja Störfaktoren wie Lärm, Abwärme, Abgase und andere Immissionen mit zum Teil weitreichenden Wirkungsradien in die freie Landschaft getragen, deren Folgen heute noch nicht abzusehen sind.

Nach der Zeit der Hochkonjunktur der Bautätigkeit, an deren Ende das Angebot von Neubauwohnungen die Nachfrage deutlich überstieg, war die Zurückhaltung der Gemeinden in der Aufstellung von neuen Bebauungsplänen von kurzer Dauer. Obwohl die früheren Pläne vielfach noch nicht ausgeschöpft waren, ging man auf den Rathäusern an die Ausweisung neuer Baugebiete, wobei man darauf bedacht war, landschaftlich besonders reizvolle Gebiete auszuwählen, die geeignet waren, Interessenten anzulocken. So kam, obwohl keine Wohnungsnot mehr bestand und zahlreiche Neubauwohnungen leerstanden (und bis heute leerstehen), eine neue Bautätigkeit in Gang. Diesmal geht es um den Bau von Einfamilienhäusern, Ferienhäusern, Appartementwohnungen, Zweitwohnungen und anderen Wohnanlagen. Solange es Bausparer gibt, gibt es Menschen und Mächte, die am Bau neuer Wohnungen interessiert sind. Die Erhaltung und Verbesserung vorhandener Baugebiete, die ohne Landschaftsverbrauch möglich wäre, kommt demgegenüber bedauerlicherweise nicht recht in Gang. Eine neue Welle des Landschaftsverbrauchs ist auch im Straßenbau über uns gekommen. Soviel auch in der Nachkriegszeit an neuen Straßen gebaut und das Straßennetz verdichtet worden ist, die maßgeben-

*Der Anteil der besiedelten Fläche an der Gesamtfläche des Landes ist von rund 6% im Jahre 1950 auf 10,1% im Jahr 1976 gestiegen. Was in Jahrhunderten schrittweise entstanden war, hat sich in einer Zeitspanne von nur 26 Jahren nahezu verdoppelt. Allein schon diese auf das ganze Land bezogenen statistischen Daten sind alarmierend. (Luftbild Albrecht Brugger, freigegeben vom Reg.-Präsidium Stuttgart Nr. 2/39810)*



den Stellen fahren fort, immer neue Straßen zu planen, als ob man davon nie genug haben könnte. *Straßenbau wie noch nie*, so kommentierte eine führende Tageszeitung zutreffend die Situation.

## II.

Auf die Frage, was zur Eindämmung des bedrohlichen Landschaftsverbrauchs zu tun sei, hat die Landesregierung dem Landtag eine Antwort gegeben, die für die Haltung der Regierung so kennzeichnend ist, daß ihre Wiedergabe fast im vollen Wortlaut angezeigt ist. *Die Erarbeitung einer, so schreibt die Landesregierung, langfristigen Strategie zur Verminderung des Landschaftsverbrauchs setzt voraus, daß die Gründe des Landschaftsverbrauchs bekannt sind und daß sie bewertet und mit den ökologischen Gesichtspunkten abgewogen werden können. Erst das Urteil, daß bestimmte Komponenten des absehbaren Landschaftsverbrauchs nicht oder nicht in dem sich abzeichnenden Umfang vertreten werden können, schafft eine sichere Grundlage für ein geschlossenes Handlungskonzept der Landschaftserhaltung. Dies besagt allerdings nicht, daß nicht schon heute bestimmte Bedingungen für eine schrittweise Verminderung des Landschaftsverbrauchs aufgezeigt werden können. Die der Regierung zur Verfügung stehenden gesetzlichen und administrativen Instrumentarien können das Problem des Landschaftsverbrauchs ohne eine Änderung der politischen und persönlichen Bewußtseinslage nicht allein lösen. Der hohe Landschaftsverbrauch hat eine grundlegende Ursache in der Erwartungshaltung der Bevölkerung. Der Bürger erwartet neben der Fläche auf dem Baugrundstück ein vielfältiges Flächenangebot der öffentlichen Hand für alle erdenklichen Aktivitäten. Die Dienstleistungsangebote weiten sich aus und werden zunehmend verfeinert. Auch im Bereich von Freizeit und Erholung bestehen erhebliche Flächenansprüche, die von den Spiel- und Erholungsflächen auf den Baugrundstücken über öffentliche Spiel- und Sportplätze im Wohnquartier, Großsportanlagen und Stadtparks bis hin zu Freizeiteinrichtungen in weiter entfernten Erholungslandschaften reichen. Für den Bereich des Städtebaus hat die Landesregierung bereits Maßnahmen zur Neuorientierung eingeleitet, die nicht zuletzt auch auf eine Reduzierung des Landschaftsverbrauchs abzielen. Mit der Städtebauaktion unter dem Leitgedanken «Erneuerung hat Vorrang» wird in den großen Städten ebenso wie mit den Maßnahmen der Dorfentwicklung im ländlichen Bereich zu einer Erhaltung und Verbesserung, sowie gegebenenfalls einer Wiederbelebung vorhandener Baugebiete beigetragen. Daneben soll im Rahmen dieser Aktion das städtebauliche Grundlagenwissen verbreitert und praxisingerecht aufbereitet sowie durch entsprechende Öffentlichkeitsarbeit das Bewußtsein einer möglichst breiten Öffentlichkeit für die*

*Anliegen modernen Städtebaus geschärft werden. Ziel ist es, daß das Wohnen in den vorhandenen Baugebieten in Stadt und Land durch Verbesserung der Wohnungen und der Wohnumwelt weiterhin möglich ist und das Verbleiben oder die Neuansiedlung gerade auch junger Familien in diesen Gebieten erreicht wird. Die Einschätzung modernisierter Altbausubstanz muß in der gesellschaftlichen Wertordnung Zug um Zug wieder gleichrangig neben dem Neubau stehen. Nur durch einen solchen Umdenkungsprozeß werden die Forderungen nach Bauflächenneuausweisungen vermindert werden können. Eine von Staats wegen betriebene Verminderung des Landschaftsverbrauchs würde überörtlich oder doch örtlich Beschränkungen im Straßenbau, bei der Neuansiedlung von Gewerbe und Industrie, beim Wohnungsbau, sowie beim Ausbau der Freizeitinfrastruktur bedeuten. Durchgreifende Maßnahmen in dieser Richtung sind bei der derzeitigen Bewußtseinslage der Mehrheit der Bevölkerung, die eine ständige Erhöhung des materiellen Lebensstandards noch als Anspruch jedes einzelnen ansieht, wohl kaum durchsetzbar. Auch fehlen beispielsweise die notwendigen Einsichten in grundlegende ökologische Zusammenhänge, so daß die Bereitschaft, Gegenmaßnahmen mitzutragen, noch nicht genügend ausgebildet ist. Langfristig geht es also darum, durch Information und Aufklärung die Bewußtseinslage des Bürgers zu erweitern. Dabei sind insbesondere auch die Bürger anzusprechen, die auf kommunaler Ebene als Kreis- und Gemeinderäte politische Verantwortung für die Gestaltung des jeweiligen örtlichen Lebensraums übernommen haben.*

Soweit die Ausführungen der Landesregierung zur Frage der Eindämmung des Landschaftsverbrauchs. Es fällt an ihnen vor allem das eine auf, wie wenig die Landesregierung in diesem Punkt den einschlägigen Gesetzen, die sie nicht einmal aufzählt, zutraut; gleich als ob unser Staat von Rechts wegen nicht alsbald das Nötige tun könnte.

Dabei ist doch auch ein freiheitlicher Staat, wie wir ihn haben, nicht hilflos, wenn das Wohl des Volkes auf dem Spiele steht und wenn es gilt, Schaden von ihm abzuwenden. In der bedrohlichen Lage, in die uns der enorme Ausdehnungsdrang geführt hat, haben wir vermutlich keine Zeit mehr, auf eine Änderung der Bewußtseinslage der Mehrheit der Bevölkerung zu warten – so wünschenswert sie ist. Gefälligkeit und kurzatmiger Opportunismus sind in dieser Situation keinesfalls mehr gestattet. Die rechtlichen Instrumente sind vorhanden, um – wenn sie recht gebraucht werden – das Notwendige durchzusetzen. Wer den Landschaftsverbrauch eindämmen will, wird das hier einschlägige Recht heranziehen und beachten müssen. An erster Stelle ist hier das Baurecht (Bundesrecht und Landesrecht) zu nennen. Es enthält zwei Hauptgrundsätze, näm-

lich a) daß – verkürzt gesagt – ein Bauwerk irgendwelcher Art und Zweckbestimmung – sei es ein Wohngebäude, eine gewerbliche Anlage, ein Kaufhaus, eine Schule, eine Stadthalle, ein Schwimmbad oder ein anderes, sozialen, gesundheitlichen und kulturellen Zwecken dienendes Gebäude – nur dort errichtet werden darf, wo ein von einer Gemeinde aufgestellter Bebauungsplan die Errichtung solcher Bauwerke vorsieht, b) daß ein Bauwerk irgendwelcher Art und Zweckbestimmung nur dann errichtet werden darf, wenn die Baurechtsbehörde eine Baugenehmigung erteilt hat. Die Gemeinden sind verpflichtet, bei der Aufstellung des Bebauungsplans – neben den allgemeinen Anforderungen an gesunde Wohn- und Arbeitsverhältnisse, neben den Belangen des Bildungswesens, des Denkmalschutzes, der Eigentumsbildung usw. – die Erhaltung und Sicherung der natürlichen Lebensgrundlagen und die Belange des Naturschutzes und die Landschaftspflege zu berücksichtigen. Der Bebauungsplan bedarf der Genehmigung der höheren oder unteren Verwaltungsbehörde. Diese hat zu prüfen, ob der Bebauungsplan ordnungsgemäß zustande gekommen ist und den geltenden Rechtsvorschriften entspricht.

Ein Bebauungsplan, der die Erhaltung und Sicherung der natürlichen Lebensgrundlagen und die Belange des Naturschutzes und die Landschaftspflege nicht gebührend berücksichtigt, sondern vernachlässigt und hinter anderen weniger wichtigen Belangen ohne ausreichenden Grund hintanstellt, widerspricht den geltenden Rechtsvorschriften und darf deshalb nicht genehmigt werden. In den vergangenen Jahren bis heute hat es aber – leider muß es gesagt werden – viele Fälle gegeben, in denen in allzu großzügiger Weise landschaftsschädlichen Bebauungsplänen die nachgesuchte Genehmigung erteilt worden ist. Das Bild unserer Landschaft zeigt es in schmerzlicher Weise, eine Artikelserie, die eine führende Tageszeitung unseres Landes im Winter 1974/75 unter dem Titel «Verbaute Landschaft» erscheinen ließ, führte einige Beispiele davon den Lesern vor Augen.

Schon nach der alten – bis 31. 12. 1976 maßgebend gewesen – Fassung des Bundesbaugesetzes gehörten die Belange des Natur- und Landschaftsschutzes zu den Bedürfnissen, nach denen sich die Bebauungspläne zu richten hatten. Die Planungshoheit der Gemeinden ist leider oft zu einem Zerr-

*Neben den Grundsätzen der Bauleitplanung, die bei rechter Anwendung in vielen Fällen landschaftsschädigendes Bauen hätten vermeiden lassen, und die in Zukunft von den Trägern der Bauleitplanung und den zuständigen Rechtsaufsichtsbehörden unbedingt eingehalten werden müssen, wenn dem bedrohlichen Landschaftsverbrauch Einhalt geboten werden soll, stehen die Grundsätze des Naturschutzes, der Landschaftspflege und der Walderhaltung . . . (Luftbild Albrecht Brugger, freigegeben vom Reg.-Präsidium Stuttgart Nr. 2/37417)*



bild ihrer selbst geworden. Großwohnanlagen, Einkaufszentren, Verbrauchermärkte, Privatschulen, Privatkliniken, Ferienhäuser, Vereinsheime, Tagungsstätten und ähnliche Vorhaben sind dort errichtet worden, wo die Bauträger sie haben wollten, und nicht dort, wo die Gemeinden Standorte dafür ausgewiesen haben oder hätten ausweisen sollen. Der Plan, der ein «Leitplan» hätte sein sollen, kam erst hinterher und wurde so zum Zufallsplan, der oft den Auftakt zu ungeordneter und unerwünschter Bauentwicklung war. Landschaftsschädigende Fehlplanungen kamen oft auch dadurch zustande, daß öffentliche Bauvorhaben – wie Verwaltungsgebäude, Stadthallen, Krankenhäuser, Schulen – der Einfachheit halber dort platziert wurden, wo die Gemeinde eigenen Grundbesitz hatte, anstatt dort, wo es unter Zweckmäßigkeitsgesichtspunkten und nach den landschaftlichen Gegebenheiten richtig gewesen wäre. Auch das kam vor, daß eine Gemeinde gemeindeeigenes Gelände in der freien Landschaft nur deshalb als Baugebiet ausgewiesen hat, weil sie durch den Verkauf des Baugeländes Mittel für den Bau einer Schwimmhalle gewinnen wollte. Schließlich gab es bei Trägern der Bauleitplanung das verhängnisvolle Mißverständnis, die Gemeinde sei rechtlich verpflichtet, Bauinteressen-

ten Raum zu schaffen, weil jedermann im ganzen Bundesgebiet Freizügigkeit genieße. Man mag geneigt sein, ein solches «Mißverständnis» für einen schlauen Vorwand zu halten; doch wachsen auf dem Boden der Grundrechte so viele Verstiegenheiten, daß die Annahme eines Grundrechtes auf Zuteilung von Bauland an jedem gewünschten Ort ernstgemeint sein kann.

Neben den Grundsätzen der Bauleitplanung, die bei rechter Anwendung in vielen Fällen landschaftsschädigendes Bauen hätten vermeiden lassen, und die in Zukunft von den Trägern der Bauleitplanung und den zuständigen Rechtsaufsichtsbehörden unbedingt eingehalten werden müssen, wenn dem bedrohlichen Landschaftsverbrauch Einhalt geboten werden soll, stehen die Grundsätze des Naturschutzes, der Landschaftspflege und der Walderhaltung, die diese Eindämmung zum hauptsächlichen Ziel haben. Sie sind im Bundesrecht und Landesrecht verankert. Das Bundesnaturschutzgesetz vom 20. Dezember 1976 nennt als Ziel des Naturschutzes und der Landschaftspflege, daß Natur und Landschaft so zu schützen, zu pflegen und zu entwickeln seien, daß die Leistungsfähigkeit des Naturhaushalts, die Nutzungsfähigkeit der Naturgüter, die Pflanzen- und Tierwelt sowie die Vielfalt, Eigenart

Ein Beispiel für eher heimlichen Landschaftsverbrauch: Wenige Jahre liegen zwischen den Bildern auf diesen Seiten – und die Begrüdigung eines Teils der Jagst, die aufgeräumt hat mit den Schlingen und Schleifen des Flusses, mit den Büschen . . .



und Schönheit von Natur und Landschaft als Lebensgrundlagen des Menschen und als Voraussetzung für seine Erholung in Natur und Landschaft nachhaltig gesichert sind. In Fortentwicklung des früheren Rechts ist im Bundesnaturschutzgesetz ebenso wie im Landesnaturschutzgesetz normiert worden, daß die in einem gesetzlichen Katalog aufgestellten Grundsätze des Naturschutzes und der Landschaftspflege nicht nur die Naturschutzbehörden binden, sondern von allen Behörden und öffentlichen Stellen im Rahmen ihrer Zuständigkeit zu berücksichtigen sind. Eine bedeutsame Fortentwicklung des bisherigen Naturschutzrechts ist außerdem die umfassende Regelung über Eingriffe in Natur und Landschaft schlechthin – also nicht nur in Naturschutzgebiete, Landschaftsschutzgebiete und andere geschützte Gebiete. Die Eingriffsregelung geht verfahrensrechtlich davon aus, daß Eingriffe in Natur und Landschaft in aller Regel irgendwelchen Rechtsvorschriften unterworfen sind, wie beispielsweise der Straßenbau dem Bundesfernstraßengesetz und dem Straßengesetz für Baden-Württemberg. Bedarf nun ein Eingriff nach solchen Rechtsvorschriften, was in der Regel der Fall ist, einer behördlichen Genehmigung, Planfeststellung oder sonstigen Gestattung, so ist die für die Gestat-

tung zuständige Behörde verpflichtet, bei ihrer Entscheidung neben den fachbezogenen Rechtsvorschriften auch die naturschutzrechtlichen Vorschriften über die Zulässigkeit und gegebenenfalls den Ausgleich von Eingriffen anzuwenden. Demzufolge hat beispielsweise die Straßenbaubehörde nicht bloß zu prüfen, ob die zur Erwägung stehende straßenbauliche Maßnahme aus verkehrlichen Gründen geboten erscheint, sondern sie hat auch zu prüfen, ob der mit ihr verbundene Eingriff in Natur und Landschaft unzulässig ist, weil demselben wesentliche und überwiegende Belange des Naturschutzes und der Landschaftspflege entgegenstehen. Es genügt also nicht mehr, daß die Straßenbaubehörde ihren Plan nach rein verkehrlichen Gesichtspunkten fertigstellt und dann in die Anhörung gibt; sie muß vielmehr schon vor der Fertigstellung eines Plans die nötige Abwägung vornehmen und gegebenenfalls deren Ergebnis in den Planunterlagen darstellen und begründen.

Ein Sondergebiet des Naturschutzes und der Landschaftspflege ist die Walderhaltung. Schon der sogenannte Walderhaltungserlaß (1967) hatte den Grundsatz der Walderhaltung herausgestellt und unter Hinweis auf die alten badischen und württembergischen Forstgesetze sowie auf das Natur-

. . . und Bäumen an ihren Ufern. Und mit den Tieren, die früher dort ihren natürlichen Lebensraum fanden. Ein kahles Gerinne ist entstanden. (Luftbilder Albrecht Brugger, freigegeben vom Reg.-Präsidium Stuttgart Nr. 2/222 70 und Nr. 2/45 310)



schutzrecht, auf Baurecht und Raumordnungsrecht die Behörden, öffentlichen Stellen und Planungsträger angehalten, Eingriffe in den Bestand der Wälder – namentlich in waldarmen Gebieten, in Verdichtungszone und in der Nähe von Städten – auf das Unvermeidliche zu beschränken. Inzwischen ist der Grundsatz der Walderhaltung Gesetz geworden.

Das Bundeswaldgesetz (1975) und das Landeswaldgesetz (1976) legen übereinstimmend fest, daß Wald nur mit Genehmigung der höheren Forstbehörde gerodet und in eine andere Nutzungsart umgewandelt werden darf und daß die Genehmigung versagt werden soll, wenn die Umwandlung mit den Zielen der Raumordnung und Landschaftsplanung nicht vereinbar ist oder die Erhaltung des Waldes überwiegend im öffentlichen Interesse liegt, insbesondere wenn der Wald für die Leistungsfähigkeit des Naturhaushalts, der forstwirtschaftlichen Erzeugung oder der Erholung der Bevölkerung von wesentlicher Bedeutung ist. Dazu kommt das neue Naturschutzrecht, das wie vorstehend gezeigt, zusätzliche Möglichkeiten gibt, solche landschaftsschädliche Eingriffe abzuwehren. Hier ist namentlich an die Waldverluste durch Straßenbau, Großprojekte der Industrie und Vorhaben der Stein- und Kiesgewinnung zu denken. Während bei Projekten des Straßenbaus die Genehmigung der höheren Forstbe-

hörde am Ende durch die Planfeststellung der zuständigen Feststellungsbehörde ersetzt wird, ist dies bei Vorhaben der Stein- und Kiesgewinnung und bei industriellen Großprojekten nicht der Fall. Auch bei Waldinanspruchnahmen, die in Bauleitplänen vorgesehen sind, behält die höhere Forstbehörde nach dem Waldgesetz für Baden-Württemberg das letzte Wort. Man wird bei dieser Rechtslage insbesondere erwarten dürfen, daß die Serie von zum Teil erschreckend großen Waldopfern, die in der Vergangenheit nicht selten sogar auch auf waldarmen Gemarkungen für den Betrieb von Kiesbaggereien gebracht worden sind, nun ein Ende gefunden hat.

In den genannten Gesetzen drückt sich der Wille aus, den Landschaftsverbrauch einzudämmen und die freie Landschaft als eines der höchsten Güter, die wir haben, aufs äußerste zu schonen. Alle einschlägigen Bestimmungen des in unserem Land geltenden Rechts gipfeln in den 16 Grundsätzen, die in § 2 unseres Landesnaturschutzgesetzes aufgezählt sind. Die wichtigsten auf die Erhaltung der Landschaft bezogenen Grundsätze lauten:

Die dauerhafte Nutzungsfähigkeit des Naturgutes ist zu gewährleisten. Soweit sich die Naturgüter nicht erneuern, sollen sie sparsam und pfleglich genutzt werden.

Die Naturgüter sollen nur so genutzt werden, daß

Erst der zweite Blick erkennt die Landschaftszerstörung, die hier im Gang ist: Aufgeschüttete Dämme, schon fast fertige Brücken, weitere Baustellen – hier entsteht eine großzügige Autobahnanschlußstelle! (Luftbild Albrecht Brugger, freigegeben vom Reg.-Präsidium Stuttgart Nr. 2/37 412)



das Wirkungsgefüge des Naturhaushalts in möglichst geringem Umfang beeinträchtigt wird. Der Boden soll erhalten, geschützt und nur so genutzt werden, daß ein Verlust oder eine Beeinträchtigung seiner Fruchtbarkeit vermindert wird. Beim Abbau von Bodenbestandteilen sollen wertvolle Landschaftsteile erhalten und dauernde Schäden des Naturhaushalts verhütet werden; Eingriffe in Natur und Landschaft durch das Aufsuchen und Gewinnen von Bodenschätzen sowie durch Aufschüttungen sollen ausgeglichen werden.

Die Vegetation soll erhalten werden, dies gilt insbesondere für Wald und geschlossene Pflanzendecken im Rahmen ihrer sachgemäßen Nutzung. Die freilebende Tier- und Pflanzenwelt soll als Teil des Wirkungsgefüges des Naturhaushalts geschont werden; seltene oder in ihrem Bestand bedrohte Tier- und Pflanzenarten sollen einschließlich ihres Lebensraums erhalten werden.

Für die Erholung der Bevölkerung sollen insbesondere in der Zuordnung zu den Siedlungsbereichen in ausreichendem Maße Erholungsgebiete geschaffen und gepflegt werden. Zur Sicherung der Vielfalt, Eigenart und Schönheit sollen Natur und Landschaft im erforderlichen Umfang gepflegt sowie gegen Beeinträchtigungen geschützt werden.

Landschaftsteile, die sich durch ihre Schönheit, Eigenart, Seltenheit oder ihren Erholungswert aus-

zeichnen oder für einen ausgewogenen Naturhaushalt erforderlich sind, sollen von der Bebauung freigehalten werden.

Die Bebauung soll sich Natur und Landschaft anpassen; Trassen für Verkehrswege und Energieleitungen sollen möglichst landschaftsgerecht geführt werden.

### III.

Kann man hoffen, daß diese Grundsätze und Forderungen erfüllt werden? Man kann es nicht, wenn und solange Baulandexpansion und Verdichtung des Straßennetzes in unserem Land planmäßig so verwirklicht werden, wie amtliche Stellen und Politiker in Stadt und Land es wollen.

Ich zitiere die wichtigsten Sätze aus einem Erlaß des Innenministeriums vom 25. April 1977 über Bevölkerungsrichtwerte: *Der ländliche Raum soll die ihm eigene Attraktivität nutzen und seinen Vorteil voll wahrnehmen können, daß dort noch Wohnungsbau zu vergleichsweise günstigen Preisen möglich ist. Im ländlichen Raum sollen daher großzügig Bauflächen für den individuellen Wohnungsbau ausgewiesen werden. Richtwerte dürfen hierfür kein Hindernis sein. Die Eigenentwicklung (der Gemeinden) umfaßt den Bedarf aus der natürlichen Bevölkerungsentwicklung und den inneren Bedarf. Die natürliche Bevölkerungsentwicklung ist nicht gleichbedeu-*

Ein Autobahnkreuz nach der (vorläufigen) Fertigstellung: Die schon fertige, aber noch funktionslos die Bahn kreuzende Brücke (links) weist darauf hin: auch hier ist noch kein Ende des Landschaftsverbrauchs abzusehen! (Luftbild Albrecht Brugger, freigegeben vom Reg.-Präsidium Stuttgart Nr. 2/34 416)



tend mit einem eventuellen Geburtenüberschuß oder Geburtendefizit. Vielmehr spielt in diesem Zusammenhang auch die Altersstruktur der Bevölkerung eine erhebliche Rolle. So ist zu beachten, daß in den nächsten Jahren geburtenstarke Jahrgänge Familien gründen werden. Der innere Bedarf einer Gemeinde ergibt sich aus (unter anderem) der Verringerung der Belegungsdichte. Sie ist vor allem bedingt durch den üblichen Umnützungsbedarf, durch die Verselbständigung von Familienangehörigen und durch die Verbesserung der Wohnverhältnisse. Für jede Gemeinde ist von vornherein ohne besondere Begründung grundsätzlich anzuerkennen, daß sich die Belegungsdichte in den nächsten 15 Jahren um 5% verringern wird. Bebauungspläne gelten bei der Berechnung des Flächenbedarfs schon dann als voll in Anspruch genommen, wenn sie lediglich zu 80% ausgefüllt sind (kleine Baulücken bleiben dabei außer Ansatz). In den Verdichtungsräumen müssen die Richtwerte dazu beitragen, daß die noch vorhandenen Freiräume nicht verbaut werden und die Sogwirkung des Umlands auf die Kernstädte nicht erhöht wird.

Das Konzept, das diesen reichlich verklausulierten Anweisungen zugrunde liegt, ist leicht zu erraten: Man will den Rückgang der Bevölkerungszahl nur in Verdichtungsräumen und (mit Einschränkungen) in den Randzonen der Verdichtungsräume als Maßstab für den Bauflächenbedarf gelten lassen. Im ländlichen Raum dagegen soll das Bauland unbekümmert ausgedehnt werden. Dabei nimmt man in Kauf, daß Wohnbevölkerung, die die ländlichen Gemeinden dabei gewinnen, anderen Gemeinden verloren geht; und man stellt gar nicht in Rechnung, daß durch die Schaffung von Wohngebieten im ländlichen Raum meistens hochwertige Landschaft, die als ökologischer Ausgleichsraum landesweite Bedeutung hat, verbaut wird.

In die gleiche Richtung zielen neuerdings verstärkte Bemühungen des Wirtschaftsministeriums und der Arbeitsgemeinschaft der Industrie- und Handelskammern in Baden-Württemberg um Industrieansiedlung. In einem – wie man anerkennen muß – hervorragend ausgestatteten Atlas hat die genannte Arbeitsgemeinschaft die in den zwölf Regionen des Landes gegebenen Standortfaktoren ausführlich beschrieben und dabei gezeigt, daß Baden-Württemberg eine Fülle günstiger Ansiedlungsmöglichkeiten für die gewerbliche Wirtschaft bietet. Der Wirtschaftsminister hat diese Veröffentlichung zum Anlaß genommen, in einer Presseerklärung die Standortvorteile des Landes zu preisen: im Vergleich mit den übrigen Bundesländern seien in Baden-Württemberg die Bedingungen für Industrieansiedlungen ungewöhnlich gut, zu denen auch der überdurchschnittliche Fleiß seiner Bevölkerung und der

hohe Freizeitwert, den das Land in allen seinen Regionen bietet, zu zählen seien. Der Wirtschaftsminister verwies auch auf die bedeutenden finanziellen Leistungen, die das Land zur Förderung von Neuerrichtungen und Verlegungen von Betrieben erbringt. Gewiß verdient der Eifer, der hier am Werk ist, eine Anerkennung. Auch muß es für die Einwohner dieses Landes erfreulich sein, zu hören, wie gut es in unserem Land mit allem bestellt ist. Gleichwohl läßt sich ein gewisses dabei aufkommendes Unbehagen nicht unterdrücken. Zweifel melden sich, ob ein solcher Werbeeifer noch zeitgemäß ist. Entgeht unserem Land wirklich etwas, wenn ein gewerblicher Betrieb sich nicht bei uns, sondern in einem anderen Bundesland ansiedelt, wo doch die Gesamtheit der Bundesländer eine Wirtschafts-, Lebens- und Schicksalsgemeinschaft ist? Ein solches Entgehen kann man um so leichter verschmerzen, als man damit auch den Preis spart, den die Ansiedlung gekostet hätte, nämlich den nicht selten hohen Verlust an noch unverbauter Landschaft. Der als Lockung angepriesene hohe Freizeitwert, den das Land in allen seinen Regionen bietet, wird ja – was man im Werbeeifer leicht vergißt oder verdrängt – mit jeder Industrieansiedlung in der noch freien Landschaft geringer.

Es kommt auch im Straßenbau auf den gesamtwirtschaftlichen Nutzen, und nicht auf örtlich und sachlich begrenzte Vorteile an. Nur wenn ein hinreichend großer gesamtwirtschaftlicher Nutzen von einem Straßenprojekt zu erwarten ist, läßt sich der mit demselben verbundene schwerwiegende Eingriff in die freie, noch unverbauter Landschaft verantworten. Begrenzten Vorteilen stehen fast immer entsprechende Nachteile gegenüber. Hier ist der Volkswirtschaftler gefragt: Wann und unter welchen Umständen sind neue Straßen volkswirtschaftlich produktiv? Gibt es bei uns in Baden-Württemberg noch irgendeinen Landstrich, der brach liegt und erschlossen werden müßte? Ja, es gibt Landstriche, die in irgendeiner Hinsicht unter dem sogenannten Landesdurchschnitt liegen. «Landesdurchschnitt» ist aber nur eine statistische Zahl und kein realer Wert, der als Entwicklungsziel gelten könnte. Freilich stößt man im Landesentwicklungsplan wie schon im Raumordnungsgesetz des Bundes auf den Gedanken, solche Durchschnittszahlen könnten ein anzustrebendes Ziel sein. (Plansatz 1.92: *Strukturschwach sind Räume, in denen die Lebensbedingungen in ihrer Gesamtheit im Verhältnis zum Bundesdurchschnitt oder zum Landesdurchschnitt wesentlich zurückgeblieben sind oder zurückzubleiben drohen*). Aber: ist dies nicht ein gefährlicher Gedanke? Sind denn die im Landesentwicklungsplan aufgezählten

«strukturschwachen» Räume (z. B. Crailsheim, Künzelsau, Ehingen, Sigmaringen) unterentwickelt und weniger wert als andere Landesteile? Was kann hier eine mathematisch errechnete Durchschnittszahl, hinter der begriffsnotwendig keine Realität steht, aussagen? Man sagt (Plansatz 1.41), man wolle das *Gefälle* von den *leistungsstarken* zu den *leistungsschwachen* Teilen nur verringern. Also hofft man wohl im Ernst gar nicht, daß alle unterentwickelten Landesteile auf den *Durchschnitt* gehoben werden. (Der wäre dann ja auch gar nicht mehr der Durchschnitt!) Was also ist das Ziel, wenn es nicht am Ende das Maximum der *Leistungsstärke* für alle Landesteile sein soll?

Noch einmal sei es gesagt: Die Volkswirtschaftler sind gefragt, ob es noch richtig ist, in den alten Vorstellungen von Entwicklungszielen zu verharren, die Planungsträger und Politiker bis heute beherrschen. Es ist zu befürchten, daß bei allem Betreiben und Fördern Werte nicht mehr erzeugt, sondern allenfalls hin- und hergeschoben werden – und dies auf Kosten unserer lebensspendenden und lebenserhaltenden Landschaft.

Die Verdichtung des Straßennetzes, von der die Rede war, ist – was den Landschaftsverbrauch angeht – ein noch traurigeres Kapitel. Vom Standpunkt des Verkehrsfachmannes aus gibt es gewiß plausible Gründe dafür, bis zum Jahre 1980 weitere 350 km Bundesstraßen und weitere 152 km Autobahnen in Baden-Württemberg fertigzustellen (und dabei zusätzliche Bundesmittel zu verbauen, die von anderen Bundesländern nicht abgerufen werden konnten). Es gibt auch Gründe dafür, Ortsumgehungen, Anschlußstrecken und Zubringerstraßen in großer Zahl zu bauen. Aber es ist zu fragen, ob die Schonung und Erhaltung unserer unverbau-

ten Landschaft nicht wichtiger ist. Dem Straßenbau sind in den vergangenen Jahrzehnten schon so viele und schwerwiegende Landschaftsopfer gebracht worden, daß man es mit dem Bau von neuen Straßen endlich genug sein lassen sollte. Eine demoskopische Umfrage, die das Bundesverkehrsministerium selbst durchführen ließ, hat ergeben, daß die Erwartungen der Bevölkerung, auch der Autofahrer, in dieser Hinsicht lange nicht so groß sind, wie von Straßenplanern, Vertretern einschlägiger Verbände und Politikern aller Ebenen gemeinhin angenommen worden ist.

### Benütztes Schrifttum

- Landtagsdrucksache 7/1873: Antwort der Landesregierung auf die Große Anfrage der Fraktion der CDU betr. Naturhaushalt und Landschaftsverbrauch in Baden-Württemberg (1977)
- Landesentwicklungsplan (1972)
- Umweltgutachten 1974 des Rats von Sachverständigen für Umweltfragen
- Auto und Umwelt, Gutachten des Rats von Sachverständigen für Umweltfragen (1973)
- MATTERN, Bauen in der Landschaft (Beilage zum Deutschen Architektenblatt Ausg. Baden-Württemberg 14, 1973)
- EICHHORST/GERMAN, Zerschneidung der Landschaft durch das Straßennetz im Regierungsbezirk Tübingen (Veröffentlichungen der Landesstelle für Naturschutz und Landschaftspflege Baden-Württemberg Bd. 42, S. 66; 1974)
- GERMAN, Probleme der Landesplanung und der Landschaftspflege aus wissenschaftlicher Sicht (SCHWÄBISCHE HEIMAT Heft 1/1977)
- SCHWÄBISCHE HEIMAT Heft 4/1974: Humanes Bauen?
- LEONHARDT, Bauen als Umweltzerstörung – eine Herausforderung an uns alle (Vortrag zum Hochschulabend am 16. 1. 1975 der Universität Stuttgart)
- BOPP/THIELMANN, Landschaftsverbrauch durch Straßenbau (Blätter des Schwäbischen Albvereins Nr. 5/1977)
- NATUR UND UMWELT Heft 4/1977: Deutschland ist erschlossen. Zweites mittelfristiges Umweltschutzprogramm der Landesregierung von Baden-Württemberg (1977)
- Arbeitsgemeinschaft der Industrie- und Handelskammern in Baden-Württemberg: IHK-Atlas «Industrie-Ansiedlung» (1977)

## Pietismus und Industrialisierung

Ein Blick auf die württembergische Konfessions- und Industrialisierungskarte des frühen 19. Jahrhunderts verrät eigentümliche Zusammenhänge. Diejenigen Gebiete, in denen sich Industrie relativ früh entwickelt hat, decken sich stark mit jenen, in denen seit der Reformation religiöse Sonderbewegungen festzustellen sind. Das Filstal, das Remstal fallen hier ebenso auf wie das Neckarbecken, das mittlere Alb-Vorland, das Gebiet zwischen Stuttgart

und Böblingen und die Städte Calw und Nagold. Während die Reichsstädte Ulm und Heilbronn außerhalb dieser Zonen liegen und die Inspirationen zur Industrialisierung wohl hauptsächlich ihren starken und ungebrochenen Handelstraditionen zu verdanken haben, gehören die Reichsstädte Reutlingen und Esslingen – ohne überdurchschnittliche Handelstradition – zu diesem Gebiet; bestimmte Erscheinungen gerade in konfessionsgeschichtlicher

Otto Borst

Sicht machen sie tatsächlich zu Parallelfällen der alt-württembergischen Industrieorte.

Natürlich ist der Faktor «Verkehr» bzw. «Standort» auf dieser Industrie- und Konfessionskarte allemal nicht außer acht zu lassen. Aber gerade die Standortfrage hat in der älteren württembergischen Industrie eine ebenso sekundäre Bedeutung wie etwa das Vorhandensein von Rohstoffen: warum mußte ausgerechnet in den Schwarzwaldstädten Calw und Nagold, ausgerechnet im Stuttgarter Tal, ausgerechnet auf der Onstmettinger Alb – Industrie entstehen? An der großen Rheinstraße, an der großen Industriegasse zwischen Rotterdam und Basel, liegen diese ersten württembergischen Industrieplätze alle nicht. Die Benachteiligung in Dingen des Verkehrs hat, man lese allein die Stuttgarter Kammerberichte des letzten Jahrhunderts, der neckarschwäbischen Industrie lange zugesetzt und macht ihr wohl heute in neuer Form zu schaffen. Die Kraft, die der geografisch-geologischen Ungunst eine klare staatliche Führung und Förderung entgegengesetzt hätte, hat im Königreich Württemberg für Jahrzehnte, für Generationen gefehlt. Die Landstände waren schon deshalb wirtschafts- und industrie-feindlich, weil sie hier gegebenenfalls hätten eigene Rechte an den Herzog abgeben müssen. Kam es hin, hat man jedes Merkantil-Privileg im Landtag unter den Tisch gewischt, wenn nicht der Verfassungsdualismus Landtag – Regierung von selbst für die gleichbleibend öde Stagnation in industrialistischen Dingen sorgte. Staatliche Industrieförderung in großangelegter und gezielter Form gab es in Württemberg bis weit in die Mitte des letzten Jahrhunderts hinein nicht. Es ist eine der unausrottbaren Legenden unseres Landes, STEINBEIS habe – ich vergrößere die bekannte Festredenformel ein wenig – Württembergs Industrie gegründet. Er war allenfalls in der zweiten Phase der württembergischen Industrialisierung wirksam, ein Mann von unbestritten genialen Gaben; aber er war das auch als Behördenchef und im Hinblick auf Publicity und Nachruhm.

Um Industrie zu gründen – in tieferem Sinne: sie zu behausen – bedarf es mehr als der Unterschrift eines Ministerialbeamten. Den Menschen nach der Maschine zu organisieren, dazu braucht man nicht oder zumindest nicht nur institutionelle Vorkehrungen, sondern etwas sehr Wesentlicheres, aber auch sehr viel Schwereres: die geistigen Vorbilder und den geistigen Boden für die neue soziale und rationale Ordnung. In Württemberg scheint der verweltlichte, in hundert Rinnsale sich ergießende Pietismus in einer konkurrenzlosen Weise diese Voraussetzungen geschaffen zu haben. Daß der Pietistenpfarrer

PHILIPP MATTHÄUS HAHN die Onstmettinger und Balingener Industrie gegründet hat, weiß man. Weniger bekannt ist, daß man an allen Orten seines Wirkens bis weit in unser Jahrhundert hinein dem Gottesmann und Weltuhrenbastler die Prophezeiung der Eisenbahnstrecke zugeschrieben hat. Der Technikerpfarrer HAHN hat eine geradezu magische Wirkung auf die Leute, auch die der nachfolgenden Generationen ausgeübt. Sein zweifellos extremes Basteln hat ihm selbst zu schaffen gemacht. Er sei, gesteht er in seiner Echterdinger Neujahrsbetrachtung von 1784, *zuviel bisher ins Mechanische zerstreut gewesen*, er wisse, daß er jetzt mehr seinem Herrn im Himmel zu gefallen suchen sollte. Indessen hätten diese Skrupel auch andere haben müssen, Dutzende von Theologen pietistischen und wohl auch pietistisch-aufklärerischen Schlags, die im Württembergischen halbe oder ganze Naturwissenschaftler gewesen sind; ein paar darunter waren insofern unmittelbare Wegbereiter der technisch-industrialisierten Machbarkeit, als sie an die Stelle barocken, alchemistischen Experimentierens die exakte und technisch verwertbare Analyse setzten. Auch dieser wesentliche Schritt ließe sich noch als eine Eigenheit der Zeit erklären, schließlich auch noch die mancherorts gegebene Pietistenempfehlung, es gebe drei Wege zu Gott: durch die Bibel, durch das Gewissen, durch die Natur und das Forschen in ihr. Aber es fällt dann auf, daß ein so engagierter Pietist wie JOHANN JACOB MOSER in Ludwigsburg eine Landesakademie auch für Manufaktur und Handlungswesen errichten lassen will, daß JOHANN JULIUS HECKER, der Vater der berühmten «ökonomisch-mathematischen Realschule in Berlin», ein Schüler des großen Pietisten AUGUST HERMANN FRANKE in Halle war, daß die erste Realschulklasse innerhalb einer Lateinschule in Württemberg 1783 in Nürtingen von dem pietistisch gestimmten Dekan JAKOB FRIEDRICH KLEMM gegründet wurde. Zum pietistischen Grundkolorit gehört beides, ein Stück Introvertiertheit und Frömmigkeit, oder: meditative Christusverehrung und ein Stück Rechenhaftigkeit, dieser nüchterne Sinn für das Kalkül und für das Reale, genau für das, was Industrieführung bis zur Stunde benötigt und was damals von der einzig diskutablen württembergischen Geistestradi-tion, vom Humanismus, so gut wie gar nicht bereit gehalten wurde.

Industrie braucht – und brauchte – Leute, denen Wissen und Lernen-Wollen ein Anliegen ist. Die Klage des Schnellpressenfabrikanten FRIEDRICH KÖNIG, der 1817 in Oberzell bei Würzburg seine Fabrik etablierte, mit der seufzenden Erklärung, *das richtige Material für Fabrikarbeiter ist hier nicht vorhanden*, wäre im Schwäbischen nicht zu denken. Hier

hat der Pietismus, man möchte sagen, ganze Generationen von Industrieschulen und Förderkursen und Wochenendseminaren ersetzt. Wir haben statistisches Material dafür, wie sehr sich der Bücherbestand der Pietistenhäuser von den anderen abhob. Einer der besten Kenner der württembergischen Gemeinschaften schreibt 1881: *So viel aber ist sicher, daß die Stundenhälter meist einen guten Schulsack besitzen und zu den im Bauernstande nicht gerade seltenen strebsamen und bildungshungrigen Naturen gehören, denen überhaupt Forschen und Lesen ein Bedürfnis ist.*

Vielleicht liegt hier auch einer der Schlüssel, warum innerhalb der schwäbischen Industrialisierung das Bild eines Proletariats ich sage nicht: gar nicht, aber doch: so selten aufgetaucht ist. Sicher ist hier auch die württembergische Sitte der Realteilung und die relativ früh aufkommende Möglichkeit des Doppelberufes zu veranschlagen; Kleinstbesitz an Grund und Boden oder ein Hausanteil sind meist vorhanden. Aber neben dieser von der Realteilung zur Sozialstruktur laufenden Linie kommt doch eine spezifische pietistische Ethik, die – sei es durch die «Stunden», sei es durch die Erbauungsliteratur – wohl meist unfreiwillig auf einen starken Mittelstand von Facharbeiter-Bauern zielt. Schon der Frühpietismus redet einem, wie der Erzvater JOHANN ARND das nennt, *unermüdlichen Nachdenken* das Wort, einem An-Sich-Bilden. Noch 1856 läßt der berühmte Pietistenprälat SIXT KARL KAPFF, der gleiche, der wegen der neu aufgestellten, aber zu dürftig bekleideten Anlagen-Figuren beim König vorgestellt wird, eine Schrift über den «Glücklichen Fabrikarbeiter» erscheinen.

Die Pflichten des Fabrikarbeiters werden hier wortwörtlich genannt: Gemeingeist, Unterordnung, Gehorsam, Fleiß, Pünktlichkeit, Reinlichkeit! Laß nichts verderben! Gib unrechtes Gut zurück! Sei im Geringsten treu! Die Sünde – vor allem die «Unkeuschheit» als die schlimmste – wird von Gott gerecht bestraft: wer die pietistische Literatur des letzten Jahrhunderts kennt, spürt hier pietistischen Urton. Köstlich die Vision: *Mit freudiger Rührung sehe ich dieses Bild einer glücklichen Arbeiterfamilie, die ihr Glück nächst Gott der Sparkasse zu verdanken hat.* Gott und die Sparkasse: da gehen auch Pietistenregeln und schwäbisch-württembergisches Erbgut zusammen: das Versicherungsbedürfnis, das Versicherungsein ist bis heute eine der ersten Tugenden.

Man wird die pietistische Grundhaltung, die vorab eine bäuerliche Frömmigkeit war und blieb, nicht mit Naivität und nicht mit frömmlicher Dummlichkeit verwechseln wollen. Es ist viel Bildungsfeindlichkeit darunter und viel musische Armut. Verglichen mit der prallen oberschwäbischen oder

gar oberbayerisch-österreichischen Volkskultur herrscht im Neckarschwäbischen das Decrescendo in allen Stockwerken des kulturellen Lebens, wo und wenn der Pietismus waltet. Das versteigt sich bis zur Lebensfeindlichkeit. FRIEDRICH BAUN hat in seinem 1910 erschienenen «Beitrag zur Geschichte des Pietismus» auch von jenem «Ameile», einer Mutter von zehn Kindern, der Ehefrau eines Schmiedes, erzählt, die ihrem Sohn, als er das Fell-eisen schnürte, die klassischen Worte mitgibt: *Von Gott aber erbitte ich, daß er dich, lieber David, gleich beim ersten Tanz, zu welchem du dich etwa verleiten lässest – einen Fuß brechen lasse.* Ich werde da an die Lebensaufzeichnungen eines neckarschwäbischen Fabrikanten erinnert, der, um 1900 Inhaber einer bereits weltbekannten, heute noch blühenden Pressenfabrik, noch als Geselle auf die Walz gegangen ist. Er ist aufgewachsen in einer strengen, pietistisch gefärbten Frömmigkeitswelt. Als sich die Altgesellen in der Hamburger Herberge, in der er auch abgestiegen ist, nach dem Gutenachtgruß auf ihren Pritschen noch schamlose Witze erzählen, wendet er sich ab und beginnt zu beten.

Wie gesagt: hierin Weltferne sehen zu wollen, wäre töricht. Ein Katalog fester, religiöser Prinzipien braucht sich nicht mit den sogenannten Realitäten zu stoßen; er kann im schwäbischen Pietismus geradewegs mit einem Schuß schlitzohriger Lebensgewandtheit gepaart sein. Der Gächinger Pfarrer WILHELM LUDWIG HOSCH hat 1818 ein Büchlein mit dem Titel «Werdet gute Rechner und Denker» erscheinen lassen. Offenbar haben da und dort die lieben um ihre Hirten gescharten Lämmer des Guten, des Rechnens zuviel getan – es menscht immer dort, wo Menschen sind. Es muß auch Doppelzüngige und «Verdruckte» unter den Stundenleuten gegeben haben, und das Wort «Pietist» (bedist) war dann und wann auch ein Schimpfwort. Im Erdmannshäuser Gemeinderatsprotokoll von 1865 ist einmal in einem Atemzug von *Pietisten, Spitzbuben und Räthlesführer* die Rede. Und sicher hat manchmal einem frommen Stundenmann das angehängt, was im Schwäbischen noch heute für denjenigen im Kurse ist, der zwischen Frömmigkeit und Profitlichkeit durchaus zu unterscheiden weiß. Wir meinen das Sprichwort: *Trachtet nach dem, was droben ist, ond leant mir des, was do honta-n-isch.*

Aber man wird den Wert einer Bewegung nicht nach ihren Karikaturen beurteilen wollen. Die Pietisten, wenn wir neueren statistischen Erhebungen glauben können, kaum zehn Prozent in den einzelnen württembergischen Gemeinden, waren eine Minderheit, die es gewagt hat, im Ringen um die Heiligung des Lebens und die Bewährung im Alltag vom

Herkommen abzuweichen. Die Separatisten, wie man die Pietisten auch nannte, haben sich abgesondert in einer tiefsten Berufstüchtigkeit, in einer Berufsskese, die enorme, säkularisierte Leistungstendenzen freimachte und so der schwäbischen Industrialisierung etwas sehr Wesentliches gab. Letzten Endes hat der schwäbische Pietismus über diese Berufstreue und diesen Berufsstolz nicht nur eine bestimmte soziale Selbständigkeit gefördert, sondern geradezu eine neue Elite formiert. Der Separatismus ist ja nicht nur theologisch zu verstehen, sondern auch politisch, im Sinne des Wortes: *Auf die gemeinen Leute schlägt jeder, der Herzog, die Soldaten, darum gehen sie durch zu Christus*. Der Pietismus verringert den Abstand zwischen «Ehrbarkeit» und «Kleinbürgertum», indem er das Selbstbewußtsein der unteren Schichten stärkt, ja indem er den Kleinbürgern, den künftigen schwäbischen Unternehmern und künftigen schwäbischen Arbeitern, neue Motivationen gibt und so den Übergang zur Industriegesellschaft hier in diesem Lande wie keine andere Kraft erleichtert.

Es wäre nicht schwer, eine Liste aufzulegen von denjenigen schwäbischen Industriegegründern und Unternehmern, die im pietistischen Lager erzogen und großgeworden sind. Die Calwer Kompanie, zweifellos eine der farbigsten Unternehmungen in Württemberg der vorindustriellen Zeit, ist in der pietistischen Atmosphäre wenn nicht gegründet, so doch geformt worden. Die Liste der pietistisch erzogenen oder gestimmten Unternehmer kann leicht ergänzt werden, speziell für den neckarschwäbischen Raum. Es gibt da viele, unzählbar viele Einzelfälle, es gibt ganze Sippen, wie die Stuttgarter Fabrikantenfamilie ROSER, die den Pietisten für Jahrzehnte ein Zentrum war, es gibt da wirtschaftsorganisatorisch so führende Persönlichkeiten wie FRIEDRICH CHEVALIER, einen der Sprecher des pietistischen christlich-politischen Volksvereins, Vorsitzenden der Stuttgarter Kammer in diesen entscheidenden Umbruchsjahren zwischen 1870 und 1880. Aber es geht hier gar nicht mehr um Namen und Daten. Es geht um die Frage, ob diese Religiosität pietistischer Profilierung dem Industriekörper unseres Landes überhaupt etwas gebracht hat. Das Gespann ist verschieden bis zum Grotesken: hier der treuliche Stundenmann, der Bruder in Christo,

dort der Herr über ein paar hundert Leute, hier der sektenhaft-sentimentale Klang eines Harmoniums, dort das robuste Gefauche von ein paar Dampfmaschinen. Unsere moderne Welt ist in der Hauptsache von zwei Kräften bestimmt, vom Glauben und vom Machen, genauer gesagt: von der Religion und allen ihren ideologischen, verweltlichten Ausprägungen bis hin zur Anti-Religion marxistischer Prägung auf der einen und von der Maschinisierung, der Technisierung, der Industrialisierung auf der anderen Seite.

Das pietistische Denken, deutlicher noch: die religiöse Naivität, die Demut des Pietisten, hat diesen Graben überwunden, ohne daß der Pietismus sich dieser Tat und vor allem des Geschenkes dieser Tat ganz bewußt geworden wäre. Mit ihm ist ein Zug von nicht von Heiligung, so doch von Vermenschlichung in die rationale Welt der Industrie gekommen; und hinter den Frömmigkeitsformen der pietistischen Gemeinschaft hat der Industriemann eine Sprache vernommen, die er längst vergangen glaubte und die ihn auf etwas völlig Unerwartetes stieß: auf die Sinnfrage industriellen Machens. Wer eine Sache machen will, ist nicht gelaunt zu warten. Er hat auch keinen Grund dazu, denn sein Tun ist nicht wechselseitig, sondern einseitig, nicht Korrespondenz, sondern schiere Aktivität. Der Stoff fügt sich, nimmt Form an, wird verarbeitet oder bewältigt. Der Mensch gibt ihm die Form, der Zweck liegt in seiner Hand und auch das Tempo. Machen ist Ungeduld. Glaube ist Geduld. Hier, und hier vielleicht ein einziges Mal, fließen die Linien ineinander und machen die Industrie nicht zum Ausbeutungsinstrumentarium oder einer sonst wie schlimmen Sache, sondern zum Boden, auf dem der moderne Mensch – auch er – sich selbst finden kann.

Vielen unter uns sind die Konturen dieses Versöhnungsprozesses zu liebenswürdig und zu unscharf. Das Große, meinen wir, wird frei in der Schärfe, im Dschungel des Intellekts, in der großen Gebärde. Es war das Geheimnis der Pietisten, daß sie in einer Welt der Ehrgeize und des Aufbruchs mit leiser, mit kaum vernehmbarer Stimme darauf beharren konnten, daß der Frieden Gottes höher sei denn alle Vernunft. Auch in dieser Stimme steckt Kraft, der Mut, mitten in hektischem Wandel Dauer anzusiedeln. Es ist der Mut, vor dem wir uns nur beugen können.

Ein Abend in einem oberschwäbischen Schloß – vor gut zwei Jahrzehnten. Nach dem Abendessen noch ein Gespräch im Arbeitszimmer des Barons. Er gehörte zu einer sehr alten oberschwäbischen Familie, aber er sprach mit einem Anflug von österreichischem Tonfall, jener leichteren, immer aber auch ein wenig ironisch anmutenden Abwandlung des Bairischen. Die Ledertapeten – aus Frankreich – hatten etwa den gleichen Farbton wie der Cognac, dieser – fast – das Alter des Barons. Alles paßte zum gebildeten, weltmännischen Charme dieses oberschwäbischen Landedelmanns, der in Wien oder Paris so gut zu Hause war wie in den ererbten Fichtenwäldern rund um «sein» oberschwäbisches Dorf. *Es ist mir im Alter zu beschwerlich geworden, hinter allem und jedem herzureisen*, erzählte er, *wen ich näher kennenlernen möchte, als es durch Briefe und Bücher möglich ist, den lade ich ein zu mir*. Und er zählte mir ganz unpräntiös die Namen besten Klangs auf – für meinen Geschmack eine etwas einseitig abendländisch-konservative Gruppierung – aber immerhin, es war eine erlesene Auswahl. Und ich kann mir vorstellen, daß er jeden dieser Besucher nicht weniger hergenommen hat als mich bei diesem abendlichen Cognac. Die Welt, mit der er zu tun haben wollte, die war für ihn auch in diesem oberschwäbischen Dorf erreichbar.

Differenzierteste, gewählteste Kultur in einem Provinznest. Ja. – Aber: elitäre Kultur für einen elitären Anspruch. Und die anderen bleiben außen vor. Sie dürfen für den Herrn Baron die Wälder bewirtschaften, die Äcker bestellen, das Vieh füttern. Und haben ihren Gottesdienst, ihren Musikverein, Dorftheater im Winter, dann Fastnacht und später die Kirchweih. So dachte ich damals.

Nun, inzwischen haben die Wälderbewirtschafter, Äckerbesteller und Viehfütterer zum Beispiel ein Fernsehgerät zu Hause. Und auch sie können – wenn auch ein wenig reduziert (elektronisch zweidimensional) – jede Art von Elite dieser Welt zu sich einladen. Demokratische Kultur in der oberschwäbischen Provinz?

Um sich mit den eingeladenen oder jedenfalls doch willkommenen Verkörperungen der weltweiten Kultur auch nur annähernd so energisch und so intensiv einzulassen, wie der Herr Baron es mit seinen Gästen tut beim Cognac oder beim Spaziergang im Park, darf man zum Beispiel nicht müde sein vom

Wälderbewirtschaften, Äckerbestellen und Viehfüttern.

Und man muß auch ein wenig mehr wissen, wovon die Rede ist. Mehr als man in der Regel von der Schule mitbekommen hat. Man darf nicht immerzu in der peinlichen Verlegenheit vor sich selber sein, Müdigkeit vorschützen zu müssen, wenn einer die Kultur schön hoch oben ausbreitet, wo keiner mehr hinlangt mit alltäglicher Arbeitserfahrung und einem verschütteten Rest von allgemeiner Bildung. Vielleicht ein typisches Bild oberschwäbischer Kulturprovinz. Nur: Mit solchen Beobachtungen und Überlegungen kommt man unserer Sache nicht unbedingt näher. Man wird angesichts der Begriffe Kultur, Oberschwaben und Provinz gut daran tun, sich zunächst einmal dieser Begriffe zu vergewissern, indem man sie im Sinne des Wortes «definiert», d. h. abgrenzt. Abgrenzt vor allem ganz einfach dem gegenüber, was hier nicht damit gemeint sein soll.

Das ist für den ersten dieser drei Begriffe, für den der Kultur, vielleicht auch ein wenig leichter für alle annehmbar zu machen, als eine Umschreibung oder gar Beschreibung des ganzen gemeinten Inhalts. Grenzen wir also den hier gemeinten Begriff Kultur ab gegenüber den Forst-, Grünland- und Sonderkulturen. Das ist wenig problematisch. Aber vielleicht können wir uns auch darüber verständigen, daß sich außerhalb der von uns gemeinten Kultur begibt, wer sie nur als «das Höhere» versteht, dem sich nur nahen darf, wer seine Zugangsberechtigung irgendwie nachgewiesen oder durch Erfüllung bestimmter Voraussetzungen (zum Beispiel durch Geburt oder durch Besitz) erworben hat. Einfacher formuliert: Wer Kultur und die Teilnahme daran nur einigen wenigen zugesteht (zu denen er natürlich selbst gehört), wer den vielen übrigen gerade noch eine Volks- oder Trivialkultur zubilligt, der zeigt allein schon durch sein elitäres Verhalten, wie wenig Kultur er selber vorzuweisen hat.

Wenn wir uns darin einig sind, bleibt auch das andere mögliche Mißverständnis ausgeschlossen, das Kultur einengt auf die sog. schönen Künste und auf den Kreis derer, die – als Schaffende oder als Konsumierende – mit diesen schönen Künsten umzugehen wissen. Vielleicht können wir uns für den Anfang auf der Basis einer weiteren Auslegung dessen verständigen, was ein älteres Konversationslexikon unter dem Stichwort «Kultur» vermerkt: *Veredelung des Menschen und Vervollkommnung der menschlichen*

\* Vortrag, gehalten zur Eröffnung der Winterakademie in Kisslegg im Allgäu 1977/78

*Gesellschaft*. Man muß das ganz auszuschöpfen versuchen: *Veredelung des Menschen*. Das heißt doch: Verwirklichung der persönlichen Existenz, Selbstverwirklichung in freier Selbstbestimmung. – Und damit verbunden dann: *Vervollkommnung der menschlichen Gesellschaft*. Und auch da fallen einem wieder eine Reihe von annähernden Umschreibungen ein: Mitmenschlichkeit. Brüderlichkeit. Solidarität. Nichts jedoch, und das sollte man sich merken, nichts jedoch von Gruppeninteressen, elitärem Anspruch, Exklusivität. Kultur ist entweder an die Person gebunden – und dann kann man statt Kultur auch Selbstverwirklichung, dann kann man auch Bildung sagen. Oder die gesamte Gesellschaft ist gemeint. Ohne Ausschluß oder Hervorhebung einzelner Gruppen.

Bekanntlich kann die Stärke einer Kette nicht größer sein als die ihres schwächsten Gliedes, die Kultur unserer Gesellschaft wird man deshalb ablesen

können an den Schwachstellen, in den Schwierigkeiten. Im Umgang mit den Randgruppen etwa; zum Beispiel mit den Behinderten, mit den ausländischen Mitbürgern, mit den outdrops und outcasts unserer Wohlstandsgesellschaft, die längst auch in bezug auf Mitmenschen als Wegwerf-Gesellschaft zu handeln bereit ist. Als «Kulturbeflissene» übersehen wir nur zu gern, daß der Bereich unserer Betätigung und unseres vordringlichen Interesses nur ein sehr kleiner Ausschnitt des Gesamtfeldes ist, auf dem sich Kultur als *Vervollkommnung der menschlichen Gesellschaft* ereignet. Ich will aber zugleich sagen: nicht jeder, der als Künstler tätig ist oder im Publikum aktiv an Kunst teilnimmt (also mehr als nur konsumiert), steht auf elitäre Weise der Vervollkommnung der Gesellschaft im Wege. Aber wir alle sind auf ebenso elitäre Weise immer wieder bereit zu vergessen, daß es eben auch ohne Sicherheit im Umgang mit sämtlichen Ismen der Kunst, sämtli-

Ohne die von Religion und Kirche geprägten Strukturen ist Oberschwaben nicht zu verstehen, ohne die festen Daten, die das Jahr und den Lebenslauf durch Feste und fromme Gebräuche gliedern.  
(Alle Abbildungen zu diesem Aufsatz: Rupert Leser)



chen grafischen Techniken, daß es eben auch ohne «Belesenheit» und ohne praktizierenden Umgang mit Musik, daß es auch ohne all das – Kultur geben kann, Kultur als Selbstverwirklichung des einzelnen und als Vervollkommnung der Gesellschaft.

Man sollte auch dies beachten: es ist nicht von Vollkommenheit die Rede, sondern von Vervollkommnung (oder von Veredelung). Kultur als Prozeß also, als unablässige Veränderung. Und immer auf dem Wege. Als Ergebnisse sind nur Annäherungen möglich. Immer neue Annäherungen an immer wieder veränderte Entwürfe von Vollkommenheit. Das Ende dieser Veränderung, Stillstand in diesem Prozeß, das wäre das Ende aller Kultur; man kann Kultur nicht festschreiben als Ergebnis von mehr oder weniger zahlreichen, mehr oder weniger langen Perioden und sich dann vornehmen, ausschließlich diese aus der Tradition überkommene Kultur zu konservieren und zu bewahren, zu hegen und zu pflegen – und sie schließlich als festgefügt, unveränderliches Gut und Erbstück weiterzugeben an die, die nach uns kommen.

Das haben wir doch zu deutlich erlebt, was es bedeutet, wenn ganze Generationen aufhören, sich am fortwährenden und fortschreitenden Prozeß der Veränderung von Kultur und Gesellschaft zu beteiligen: Zuerst verweigerten sich die Älteren – teils aus Scham über eigene Unkultur in jüngster Vergangenheit, teils aus totalem Erfolgs-, Gewinn- und Wohlstandsstreben – jeder Auseinandersetzung, allen Konflikten und damit jedem dialektischen Fortschreiten. In der Reaktion auf dieses ihr nicht nur unverständliche, sondern auch verantwortungslos erscheinende Verweigern stieg nun auch die jüngere Generation aus. Sie verweigerte sich ebenfalls. Sie lehnte die festgeschriebenen Werte und Wertungen ab, forderte die totale Veränderung. Und setzte mit ihrer Forderung nicht bei den von ihr nicht für relevant gehaltenen Werten der kulturellen und geistigen Tradition an, sondern verlangte die totale Veränderung der Gesellschaft durch die Veränderung des Systems.

Mir kommt es hier nicht darauf an, die Frage zu erörtern, ob die Unruhe der späten 60er Jahre eine Art «Kulturrevolution» gewesen ist oder ob sie möglicherweise gescheitert ist, weil die Beteiligten eben meinten, verzichten zu können auf alles, was im traditionellen Sinne Kultur genannt wurde. Worauf es mir ankommt, wenn ich dieses Beispiel zitiere: Eine Gesellschaft, die Kultur als Bestand, als Besitz von Gruppen oder Klassen versteht und nicht als permanenten Prozeß, eine solche Gesellschaft setzt auch das aufs Spiel, was sie noch bereit ist, als Kultur anzuerkennen; sie riskiert die totale Barbarei und

hat nur noch die Wahl, ob sie diese Barbarei zunächst in der Anarchie oder gleich im Totalitarismus erleben will.

Man wird es längst mitleidig oder genüßlich registriert haben, daß ich mich mit solchen Überlegungen ganz zwangsläufig in eine Sackgasse manövriert



habe. Denn: Was soll Kultur als Prozeß in Oberschwaben, was soll, was kann Kultur in einem Lande wie Oberschwaben verändern? In einem Lande, in dem sich – wie viele behaupten – außer den eher nebensächlichen Formen und Verfahren noch nie etwas geändert hat? Alle, die sich auf die Beschreibung oberschwäbischer Verhältnisse eingelassen haben, stimmen darin überein. Und je mehr sie diesem Oberschwaben verbunden sind, um so schmerzlicher klingt es, um so bitterer, um so ausweg- und hoffnungsloser: *Heimat, das ist sicher der schönste Name für Zurückgebliebenheit* (MARTIN WALSER). Und dann beschwören sie in wehen Worten die Gründe und die Erscheinungsformen und die Unabänderlichkeit dieser *Zurückgebliebenheit*, dieses *Mittelalters*, das sich inzwischen zivilisatorischen Komfort leistet und *demokratische Abgeordnete, die in Bonn für es sorgen* (WALSER), das aber dennoch im Banne seiner Vergangenheit und seiner konservativen Beharrung stecken und stocken bleibt. Weil Fürsten noch immer Patronatsherren der Kirchen und Schirmherren der dörflichen Vereine sind und mit erheblichem wirtschaftlichem Einfluß kompensieren, was ihnen an direkter politischer Macht genommen worden ist. Weil die Kirche immer noch mehr gilt als die Schule – will sagen: die Aufklärung reicht nicht an den Glauben heran. Weil auch der neue Landrat im gebietsreformierten Großkreis ein Stück Obrigkeit und also von Gott ist und mit dem Landesvater in der Kalesche durchs Land fährt, und beide werden mit den Fahnen von einst und den Liedern von einst und den Märschen von einst huldigend empfangen: 19. Jahrhundert, konserviert von Leuten, die erheblich jünger sind als dieses unser 20. Jahrhundert!

Was also sollte Kultur verändern, wie sollte Kultur selbst Prozeß sein in diesem Lande Oberschwaben? In dieser schicksalhaften mittelalterlichen *Zurückgebliebenheit*? Befindet sich vielleicht nicht nur meine Überlegung, befindet sich vielleicht gar dieses ganze schöne Land Oberschwaben in einer Sackgasse? In einer besonders heimeligen, von prächtigem Barock ausgezierten, von einem fast südlichen Himmel überglänzten, von den heiteren Fluten des Bodensees bespülten Sackgasse – aber eben doch in einer Sackgasse, für die kein Ausweg und kein Fortgang vorgesehen wäre, keine Veränderung und keine *Vervollkommnung*? Und also eigentlich auch keine Kultur, die diesen Namen verdient?

Nun, nicht überallhin – und eigentlich nur, wenn man es einengt auf den ehemals württembergischen Anteil – findet Oberschwaben seine Grenze am Schwarzen Grat (was man durchaus auch im übertragenen Sinne verstehen kann). Ich nannte die Ge-

stade des Bodensees, zu denken ist an den Vielvölkerstrom Donau. An die alten Straßen ist zu denken, die auf die Alpenpässe zielen und – über Italien hinweg – die Levante und Indien ahnen lassen, gelegentlich.

Und der Ausweg aus unserer Argumentation? Wir kehren zu unserer Absicht zurück, uns durch Definition die Begriffe handlich zu machen, von denen wir hier reden, und suchen nach einer Bestimmung von Oberschwaben. Und da zeigt sich, daß Oberschwaben eben nicht nur aus den immer noch erkennbaren Herrschaftsbereichen spät gefürsteter Feudalherren und den ehemaligen Territorien oft ebenso feudaler Äbte besteht: Anders kann man heute Oberschwaben nicht bestimmen denn als das schwäbisch-alemannisch besiedelte Land zwischen Alb, Bodensee und Lech. Und dazu gehören dann neben all den ehemaligen Herrschaftsbezirken großer und kleinerer weltlicher und geistlicher Territorialherren auch all die ehemals freien Reichsstädte mit ihrer meist eher genossenschaftlichen Verfassung, die sich nicht zufällig in großer Zahl der Reformation zugewandt haben und von denen einige schon bald nach durchgestandenen Irrungen und Wirrungen in der Parität so etwas wie Ökumene vorweggenommen haben. Und dazu gehören die Bauern. Nicht nur die einst «freien Bauern auf Leutkircher Heide», sondern auch alle die herren- und klosterabhängigen Bauern, die vor gut 450 Jahren im Bauernkrieg auszogen, um Gerechtigkeit und ein Leben nach christlicher Lehre für jedermann zu fordern und zu erstreiten. Nicht zufällig oder weil sie noch mehr gepreßt und geschuriegelt worden wären als andere, stritten oberschwäbische Bauern – der Baltringer Haufen zum Beispiel – vornan in diesem ersten Kampf um Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit auf deutschem Boden. Nicht zufällig formulierten sie in einer oberschwäbischen Reichsstadt ihre Forderungen als die Memminger Artikel. Da war sehr wohl auch etwas wirksam von der Art der Menschen, die in diesem Lande Oberschwaben lebten und leben! Daß allerdings ihr gewaltiger und gewalttätiger Bezwinger, der Bauernjörg, ebenfalls aus diesem Lande Oberschwaben kam, das läßt sich so wenig verschweigen, wie sich übersehen läßt, daß eine unkritische, sogenannte vaterländische Geschichtsbetrachtung und Geschichtsdarstellung auch in neuerer Zeit immer einmal wieder Stadtväter dazu verführt hat, nach dem Bauernjörg eine

Bürgerliches Selbstbewußtsein, behäbiger Wohlstand und eine gewisse Weltläufigkeit prägen die Straßen mancher oberschwäbischen Stadtrepublik. Der Staffgiebel des ehem. Wangener Landratsamtes läßt südliche Bauformen ahnen.





Nicht nur in Kirchen und Klöstern entfaltet sich oberschwäbischer Sinn für vielgestaltige Pracht der Formen und Farben: Das nach einem Riß von FRANZ ANTON KUEN umgebaute Rathaus in Wangen bekräftigt Bürgersinn und Eigenständigkeit.

Straße zu benennen und damit auch ihr Verständnis von Herrschaft und Untertan zu bekennen. Nun, das steht auf einem anderen, aber wiederum recht oberschwäbischen Blatt.

Wie's überhaupt zur Eigenart dieses Landes gehört: nichts ist einfach so und man kann es mit wenigen knappen Strichen umreißen. Da ist immer etwas anderes auch genauso wahr wie die allerwahrste Wahrheit.

Nehmen wir zum Beispiel Oberschwaben als literarische Landschaft. Gewiß haben andere Teile Südwestdeutschlands eine größere Anzahl von Dichtern pro Quadratkilometer, vielleicht sogar pro 1000 Bewohner, aufzuweisen. Dennoch: es sind nicht wenige Namen, die man für Oberschwaben aufführen kann – und durchaus auch eine Reihe von Namen von Rang. Aber was auffällt: fast alle haben sie ihre oberschwäbische Heimat verlassen und sind anderswo zu Ruhm und Ehren gelangt. ABRAHAM A SANCTA CLARA – der die Lage seines Geburtsortes Kreenheinstetten gern näher bezeichnete mit der

Wendung: *liegt bei Meßkirch, einer Stadt in Schwaben* – PATER ABRAHAM wurde in Wien bekannt und berühmt als wortgewaltigster Kanzelredner deutscher Zunge. Nach München zog es den DOKTOR OWLGLASS aus Leutkirch so gut wie WILHELM SCHUSSEN aus Kleinwinaden bei Schussenried, so gut wie GÜNTER HERBURGER aus Isny. Und der Augsburger BERTOLT BRECHT ging nach Berlin. Und kehrte auch nach dem Exil wieder dorthin zurück, obwohl er beim Radwechseln meditierte *Ich bin nicht gern, wo ich herkomme. Ich bin nicht gern, wo ich hinfahre.* – Es ist nicht nötig, hier CHRISTOPH MARTIN WIELANDS skeptisch-kritisches Verhältnis zu seinen abderitischen Mitbürgern in Biberach ausführlich zu zitieren oder gar zu analysieren – auch nicht all die Ungeheimheiten und Kleinlichkeiten, mit denen sich herumschlagen mußte und muß, wer hier geblieben ist oder immer wieder zu längeren Aufenthalten zurückkehrt. Man kann da an MARTIN WALSERs skeptische, aber eigentlich nie aussetzende Bemühung um die «Heimatkunde» oberschwäbischer *Zurückgeblie-*

*benheit*, oberschwäbischen *Mittelalters* denken. Oder an JOSEF W. JANKERS Auseinandersetzung mit Honoratiorenenge und Kleinbürgerlichkeit in ehemals freier Reichsstadt. Oder an die Mühe MARIA MÜLLER-GÜGLERS, sich als selbständige Frau in Beruf und Gesellschaft zu behaupten und *die Furcht vor dem Leben und dem Alleingehen zu überwinden*.

Kurz: Es gibt nicht wenige Schriftsteller von Rang, die ihrer Herkunft nach mit Fug und Recht oberschwäbisch genannt werden, um deretwillen man mit Fug und Recht von einer literarischen Landschaft Oberschwaben sprechen kann. Aber es gibt

eben auch keinen unter all diesen, der nicht seine Schwierigkeiten gehabt hätte mit diesem Land seiner Herkunft. Keinen, der sich nicht in einem gewissen Gegensatz gesehen und befunden hätte zu dieser vielleicht doch allzu provinziellen Landschaft Oberschwaben.

Mit dieser Wendung ist der dritte definitorische Abschnitt unserer Überlegungen bezeichnet: Wir müssen uns darüber verständigen, was wir unter Provinz und provinziell verstehen wollen.

Nicht jedenfalls, was am Anfang dieses Begriffs stand: abhängige, unterworfenen Gebiete minderen

Die Weite ländlicher Bezirke ist Chance und Gefahr zugleich: Idyll in der *Zurückgebliebenheit* – oder freier Raum für geduldige Selbstverwirklichung.



Rechts, in denen sich die römischen Edlen (nach ermüdendem Konsulat daheim) entschädigten und erholten – als Prokonsuln, als Kolonialherren, als Kriegsherren auch, denen die Provinz mehr oder weniger Objekt der Ausbeutung war. Auch die geradezu im Gegensatz dazu stehende Form von Provinz müssen wir ausschließen: die besondere, von allem Alltäglich-Unzulänglichen ausgenommene Landschaft, in der Auserwählte miteinander in besonderer Vollkommenheit leben oder bestimmte Ideen und Kräfte zur vollen Entfaltung bringen – Provinzen als Freiräume für Ideen und Ideologien, denen meist die Bewährungsprobe in der Wirklichkeit erspart bleibt. Die bekanntesten dieser Sonder- und Schonräume sind die Pädagogische Provinz in GOETHES Wilhelm Meister und HERMANN HESSES Glasspielerland Kastalien. Man muß allerdings sehen, daß nur zu oft ein wenig dieses Elitär-Besondere mitschwingt, wenn von der Kunstprovinz, der kulturellen Landschaft Oberschwaben die Rede ist. Oder auch nur vom «Himmelreich des Barock». Das ist nun eine Umschreibung, die schon vor den Zeiten der Fremdenverkehrswerbung, vor der Ausweisung einer besonderen Oberschwäbischen Barockstraße nicht selten verwendet worden ist; vor allem in Texten, die zwar vorgeben, einen Beitrag zur Landesbeschreibung zu leisten, in Wirklichkeit aber das sehr wenig kritische Lob des Landes oder einzelner Landesteile singen. In den meisten solcher Fälle darf man vermuten, daß den strahlend geschilderten Besonderheiten die entsprechenden Schattenseiten nicht fehlen, auch wenn sie nicht genannt noch geschildert werden. Es gibt also keinen Grund, Oberschwaben in diesem Sinne von Provinz als Schon- und Sonderraum zu idealisieren. Warum auch? Sich einer Landschaft zuwenden, heißt ja nicht, ein Zerrbild suchen – und sei's auch noch so sehr ins Angenehme, Freundliche, Schöne verzerrt. Es geht doch darum, immer besser, immer richtiger zu verstehen, was es mit dieser Landschaft auf sich hat, wie geworden ist, was heute ihre Erscheinung und ihr Wesen ausmacht.

Bleibt also nur die gängigste Auslegung des Wortes, des Begriffs und der Vorstellung von Provinz. Nämlich die Bestimmung als Hinterland irgendeiner Metropole – wenn wir das wörtlich nehmen: einer Haupt- und Zentralstadt, der diese Provinz zugeordnet ist.

Dies ist nun freilich alles andere als eine Beschreibung oberschwäbischer Zustände. Denn diese Landschaft ist in keiner Zeit – seit es hierzulande Städte als urbane Zentren gibt – irgendeinem Zentrum ganz und gar zugeordnet gewesen. Schon die frühen geistlichen Kräfte (und das waren damals

wohl immer auch politische und kulturelle) haben aus verschiedenen Richtungen in diesen Raum hingewirkt: aus St. Gallen und von der Reichenau, von den Bischofssitzen Konstanz und Augsburg. Und bis heute kann man keinen Vor- und Hauptort nennen, dem diese angebliche Provinz Oberschwaben zugeordnet wäre – lange genug war sie zerrissen und zersplittert in viele mittlere, kleinere und kleinste Herrschaften, von denen keine zentrale Funktionen für die anderen übernehmen konnte. Und sie alle waren den Zentren österreichischer Macht – Innsbruck und Wien – doch eher durch Abwehr als durch Zuordnung verbunden: Die reichsfreien Klöster und Städte legten den Ton eher auf ihre Freiheit als auf die Bindung ans Reich. Die Sigmaringer Hohenzollern stritten um die Anerkennung ihres Besitzes als Allod und wollten nicht gerade gern Lehens-träger des Hauses Österreich sein. Auch die sogenannten Donaustädte haben sich alle Mühe gegeben, in keine Abhängigkeit zu geraten. Man hielt auf Distanz zu den Zentren; auch hier ließ der Eigensinn der Oberschwaben es nie zu einer eindeutigen Zuordnung zu Österreich, zu einer bestimmenden Orientierung nach Wien oder Innsbruck kommen. Und Zentren innerhalb Oberschwabens? Ulm war lange Vorort und Sprecher der oberschwäbischen Reichsstädte, war später auch Sitz der für den württembergischen Teil Oberschwabens zuständigen Kreisregierung. Aber es lag zu allen Zeiten eben doch mehr oder weniger am Rande. Und außerdem: seit Ulm sich der Reformation zugewandt hatte, war ausgeschlossen, daß es je Metropole Oberschwabens sein oder werden könnte. Was nicht ausschließt, daß Festredner die Stadt immer einmal wieder so nennen – aber das ist fast genauso freundlich übertrieben, wie wenn man etwa Ravensburg mit dieser Formel zu ehren sucht. Man muß es hinnehmen – diese angebliche Provinz Oberschwaben hat nach außen hin keine Metropole, der sie zugewandt, von der sie gefördert und gestärkt würde – und sie hat innerhalb ihrer Grenzen auch nicht so etwas wie ein Zentrum, eine Provinz-Hauptstadt. Nach der napoleonischen Flurbereinigung hat es ein paar Ansätze gegeben, Ansätze der Orientierung zu Zentren außerhalb. Die zwangsweisen zunächst, indem die Regierungssitze nun Karlsruhe, Stuttgart und München hießen. Aber das hat meist wieder – wen wundert's – mehr Abwehr als Zuwendung ausgelöst. (Übrigens weithin ein Vorgang in schöner Gegenseitigkeit.) Informelle Beziehungen wurden aber noch verstärkt, jedoch in ganz anderer und sehr spezifischer Ausprägung und Richtung: Im nun württembergischen Oberschwaben sitzende Ständeherrn wurden von München aus in den Für-

stenstand erhoben, die Verbindungen der Adelsfamilien mit denen im bayerischen und österreichischen Raum wurden eher noch enger als früher. Eher noch häufiger gingen junge Adlige aus Oberschwaben in München und Wien auf Gymnasium und Universität. Höchstens der ehemals österreichische Vorort Freiburg spielte daneben noch eine Rolle – jedenfalls: ostwärts, westwärts war die vorwiegende Richtung jeden kulturellen Austausches und Vermittelns. Mehr noch als sie's je gewesen war, wurde die Alb zu einer von Nord wie von Süd gleich schwer zu überwindenden Mauer; und von Karlsruhe war es nicht leichter, den Kontakt und Austausch mit Stockach oder Pfullendorf zu fördern. Schon im Sprachlichen zeigt es sich, daß für den heutigen bayerischen Teil Oberschwabens etwas andere Bedingungen bestanden – in der erst in die-

sem Jahrhundert so benannten Provinz Schwaben ist die zunehmende breite Mischung des Schwäbischen mit dem Bairischen nicht zu überhören. Ganz anders übrigens als eine vergleichbar begründete, aber ganz anders verlaufene Veränderung der Sprachlandschaft im württembergischen Oberschwaben: Die von der Zentrale nach Neuwürttemberg abgeordneten Verwaltungsbeamten, Richter, Lehrer, Pfarrer brachten ein von fränkischen Einflüssen nicht ganz freies Honoratiorenschwäbisch mit – z. B. nach Ravensburg oder Friedrichshafen. Und da bildeten sich inmitten alemannisch sprechender Umgebung Inseln dieses schwäbischen Sonderidioms. Aber das bewirkte nicht viel: kein Einfluß ging auf das Umland aus; und selbst in den Unter- und Mittelschichten der Städte blieb man – stellenweise bis heute – beim angestammten Ale-

*Die vielfältige Weite dieser Landschaft beschützt auch: sie ermöglicht eine Liberalität, die wir in anderen – stärker prosperierenden «Gegenden» dieses Landes vergeblich suchen.*



mannisch. Ein Zeichen wieder für die Eigenständigkeit, mit der sich Oberschwaben verweigert, wenn es zur Provinz gemacht werden soll.

Und wenn wir es also dennoch als Provinz verstehen und erklären wollten, dann müßten wir uns erst einen neuen Inhalt für den Begriff Provinz einfallen lassen. Oder wir könnten sagen, es sei nicht einmal Provinz von irgendwas. Es sei nur provinziell durch und durch und hinterm Berg von allen Seiten und in jedem Betracht. Provinz eben doch als Synonym für Rückständigkeit, Klein- und Spießbürgertum? Nun, ich will nicht behaupten, hier in Oberschwaben sei in diesem Sinne nichts Provinzielles anzutreffen: ein Defizit an Aufklärung, an Selbstverwirklichung und an Vervollkommnung der Gesellschaft, an Kultur also. Es ist müßig, nun anzusetzen zu einer umständlichen Ehrenrettung Oberschwabens. Denn wo gibt es diesen Abmangel nicht? Die große Stadt gibt keine Sicherheit dagegen, auch die Massierung von Wissenschaft oder Kunst mit Universitäten, Theatern, Museen garantiert nicht einen bestimmten Stand der Kultur. Ich überlasse es der Phantasie eines jeden, Beispiele dafür zu finden, daß in geistigen Metropolen, in Zentren der Kultur – die allgemein und unbestritten als solche gelten – engstirnigste, kleinstkarierte, unaufgeklärte, kulturlose Politik gemacht wird. Daß in solchen Metropolen Bücher konfisziert, Autorenlesungen in öffentlichen Räumen verboten, Fernsehsendungen abgesetzt werden.

Vor diesem Hintergrund, meine ich, sei's unzulässig, länger zu fragen, ob und wie und wodurch Oberschwaben Provinz sei. In manchen Teilen und Zusammenhängen ist gewiß die Zurückgebliebenheit größer als anderswo. Aber die vielfältige und von keiner Metropole, keiner Zentrale, keinem Haupt- und Vorort ausschließlich bestimmte Weite

dieser Landschaft schützt und beschützt auch. Sie ermöglicht eine Liberalität und Mobilität, die wir in anderen, vielleicht stärker prosperierenden und expandierenden *Gegenden* dieses Landes vergeblich suchen. Es ermöglicht Liberalität und Mobilität. Das muß nicht heißen, daß sie dann auch wie von selbst sich verwirklichen. Aber es gibt Beispiele für die Verwirklichung – manchmal auch gegen die Widerstände des Provinziellen, das sich etwa durch GÜNTER GRASS überfordert sah.

Nun, auch solche wie Rückschläge wirkenden Antithesen gehören zum dialektischen Prozeß der Kultur, die sich auf immer neue Weise gegen immer neue Arten der Borniertheit durchzusetzen hat. Das ist keine Besonderheit der sogenannten Provinz.

Was bleibt denn übrig, wenn man in den Zentren und Hochburgen genau hinsieht: die Borniertheit berufsmäßiger Kulturschwätzeri, die Borniertheit derer, die immer von dem zu reden, mit dem sich zu schmücken wissen, was gerade «in» ist und Mode, die Borniertheit derer, die meinen, Kultur kaufen zu können ohne jede Verbindlichkeit, ohne sich ihr zu stellen. Aber auch die Widerstände solcher Borniertheit und die Kräfte, die mobilisiert werden, um sie zu überwinden oder auch nur sie zu ertragen, auch die gehören zu dem Prozeß Kultur, zur *Veredelung des Menschen und zur Vervollkommnung der menschlichen Gesellschaft*. Und da sehe ich keinen wesentlichen Unterschied zwischen den sogenannten Metropolen und der sogenannten Provinz Oberschwaben, zumindest keinen, bei dem dieses Oberschwaben schlechter dastünde als andere *Gegenden*. Denn: im Gegensatz zu anderen: diese oberschwäbische *Gegend* stellt immer wieder die Frage nach dem Provinziellen – und es stellt sich ihr. Und das hat schon sehr viel mit Kultur als Prozeß zu tun – provinziell ist dieses Verhalten aber auf keinen Fall.

---

Diese Humane, dieses auf den Menschen Bezogene des Lebens hat auch die sozialen Bewegungen getragen, die hier lebendig geworden sind. Gibt es etwa Menschlicheres als die Artikelbriefe der Bauern Oberschwabens, die zu Beginn des 16. Jahrhunderts an ihren Fürsten mit keinem anderen Begehren herangetreten, als daß ihnen Bedingungen des Lebens erlaubt würden, in denen allein das Leben würdig geführt werden kann? Da ist nichts von der Schwarmgeisterey zu verspüren, die diese Bewegung im Norden trug; da ist alles konkret menschlich und gegenständlich fromm, frei von Übermaß und männlich ohne Arroganz. Und das mußte in diesem Lande so sein, wo der Mensch von sich und seinem Nächsten, von der Erde und dem Himmel nichts anderes fordert, als was er braucht, um ein Mensch sein zu können, um seiner Bestimmung als Mensch leben zu können. Darum hat er sich hier dem bloß Faktischen nie unterworfen, trete es ihm nun entgegen im Bereich der Wirtschaft oder der politischen Geschichte. In welcher Form es ihm auch begegnen mochte, er hat es angefaßt und geformt nach seinem Bilde vom rechten Leben, und darum hat alles, was uns hier begegnet, die helle und freudige Richtigkeit des von dem Gärtner aus der Einsicht in die Geheimnisse des Wachstums liebend beschnittenen Baumes. Darum sind auch die Menschen dieses Landes viel weniger, als es anderswo der Fall ist, durch die äußeren Umstände der jeweiligen Zeit betroffen, und scheint uns ihr Auge mit einer Freiheit in die Welt zu blicken, die uns wohl tut und so viel Hoffnung gibt.

(Carlo Schmid: Lob Oberschwabens, 1946)

# Buchbesprechungen

## Von Ort zu Ort

WALTER JENS: **Eine deutsche Universität.** 500 Jahre Tübinger Gelehrtenrepublik. Kindler Verlag München 1977. 418 Seiten. Leinen DM 29,80

In der Menge der Publikationen, die zum 500jährigen Jubiläum der Universität Tübingen im vergangenen Jahr erschienen sind, kommt diesem Buch zweifelsohne eine besondere Bedeutung zu. Der Rhetorikprofessor JENS hat nicht nur ein spannend geschriebenes und flüssig zu lesendes Buch zur Geschichte der Universität Tübingen vorgelegt, er hat es auch vorbildlich quellenmäßig abgesichert, wie es kein Historiker hätte besser machen können. Natürlich kann auch JENS keine Gesamtgeschichte der Universität schreiben, auch er muß Schwerpunkte setzen; doch zeichnen die einzelnen Kapitel ein überzeugendes Bild der Hochschule in ihrer Vergangenheit bis ins 20. Jahrhundert.

Leider kommt unser Jahrhundert selbst viel zu kurz, die jüngste Geschichte der «alma mater Tubingensis» und ihre gegenwärtigen Probleme werden nur noch gestreift. Das ist um so bedauerlicher – wengleich verständlich – als JENS ja eindeutig und deutlich Stellung zur gegenwärtigen Lage bezogen hat. Doch in diesem Buch verlagert er alle Kritik am Heutigen in die Geschichte, er kritisiert die universitäre Vergangenheit und meint die Gegenwart. Seitenhiebe (klein, aber wohlgezielt) hat er sich dabei nicht verkniffen. Dadurch aber, daß er die direkte Darstellung heutiger Zustände vermeidet, ist eine Auseinandersetzung mit ihm erschwert. Doch soll und kann das den guten Gesamteindruck nicht beeinträchtigen: JENS gelang im Abriß der «500 Jahre Tübinger Gelehrtenrepublik» tatsächlich eine *exemplarisch-plastische Biographie, die sich vielfältiger, widersprüchlicher, spannender nicht denken läßt, auch nicht unterhaltlicher.*

Wilfried Setzler

**Adelberg** – eine Bilddokumentation. Gemeinde Adelberg 1977. 2 Seiten Text, 94 Tafeln, 1 Faltbild. Pappband DM 24,-

Die Gemeinde feiert mit diesem Band ihre 800jährige Geschichte: 1178 gab VOLKNAND VON STAUFEN-TOGGENBURG, ein Vetter BARBAROSSAS, den Prämonstratensern aus dem Kloster Roggenburg in Bayrisch-Schwaben «die Hofstatt», auf der das Kloster Adelberg erbaut wurde. Ein knapper – allzu knapper – Text gibt einen Abriß der Geschichte des Klosters und des Dorfes, das bis 1851 Hundsholz hieß und erst mit der Erwerbung der auf seiner Markung liegenden Güter des Klosters auch dessen Namen übernahm. Die Bildtafeln bieten auf 94 (nicht nummerierten) Seiten Dokumente der Geschichte, Zeugnisse der Bau- und Kunstgeschichte, Orts- und Landschaftsbilder, vergleichende

Darstellungen von Ort und Umgebung aus verschiedenen Abschnitten der jüngeren Vergangenheit sowie – reichlich mit werbenden Legenden versehene – Hinweise auf einheimische Gewerbebetriebe. Wenn man schon so sparsam sein wollte mit dem Text – wenigstens ein Inhaltsverzeichnis hätte man sich leisten sollen, es hätte für den Benutzer (vor allem für den auswärtigen) doch manchen Vorteil gebracht.

Johannes Wallstein

OTTO BORST und JOACHIM FEIST: **Weil der Stadt.** Konrad Theiss Verlag Stuttgart und Aalen 1977. 84 Seiten, 63 zum Teil farbige Bildtafeln. Leinen DM 28,-

Die Bildtafeln stammen – mit ganz wenigen Ausnahmen – von JOACHIM FEIST, ihnen ist ein Essay von OTTO BORST vorangestellt, der vor allem das Historische aufarbeitet. Aber – das versteht sich von selbst bei diesem Verfasser – dieses Historische wird nicht als zeitliche Abfolge von Einzelheiten gesehen, sondern als Zusammenhang: als Zusammenhang der reichstädtischen Ortsgeschichte mit der Geschichte des umliegenden württembergischen (und auch des naheliegenden badischen) Territoriums, als Zusammenhang der Gegenwart mit ihren Bedingungen in der Vergangenheit. Und dabei immer auf das Besondere und Unverwechselbare gerade dieses Ortes zielend. Dazu gehören für den Textautor wie für den Fotografen auch in Weil der Stadt Kirchen und Tore, alte Gerberhäuser, Wirtshauschilder – und in Weil zumal: wehrhafte Türme und die Winkel unter der Stadtmauer. Aber auch die Frage nach dem Lebensunterhalt in Vergangenheit und Gegenwart gehört dazu, wenn auch für Weil der Stadt nichts Sensationelles zu melden ist: zwar waren Goldarbeiter in Weil tätig, von 1733 bis 1836 gab's eine Zeughandelskompanie – aber noch 1930 hieß es: *Die Dienstboten- und Arbeiterverhältnisse sind schlecht.* Erst in allerneuester Zeit haben Industriebauten in größerem Maße deutlich erkennbar gemacht, daß Weil der Stadt längst nicht mehr ein verträumtes Ackerbürgerstädtchen mit bescheidenem Gewerbeleben ist. Diese Industrieanlagen haben *die optischen Eindrücke spezifisch industrialistischer Stadtbereiche allmählich nähergebracht. Aber nicht so nahe, . . . daß das Gemeinwesen Weil der Stadt zu einem von rüden Interessen durchzogenen, durchpflügten Häuserbrei geworden wäre. . . . Auch das neue Weil mit Merklingen und Münklingen, mit Hausen und Schafhausen, heute eine Stadt mit mehr als 14 000 Einwohnern und einer Markung, die um einiges größer ist als die von Böblingen, ist eine Stadt mit eigenem, mit unverwechselbarem Gesicht geblieben.* – Eine Anmerkung sei noch gestattet: Die in den letzten Jahren erweiterte Stadt und die Zuordnung der neuen Stadtteile hätte man vielleicht durch eine Übersichtskarte augenfälliger darstellen können. Dann würden sich die auf 17 Fotos vorgewiesenen besonders mar-

kanten Bauten und besonders malerischen Partien aus Merklingen, Münklingen, Hausen und Schafhausen mit dem Bild der alten Kernstadt – vor allem für den auswärtigen Betrachter dieses Buches – noch deutlicher zu einem Gesamtbild zusammenfügen.

Willy Leygraf

DIETER MANZ: Das Rottenburger Stadtbild in alten Darstellungen. Sülchgauer Altertumsverein Rottenburg a. N. 1977. 120 Seiten, 41 Bildtafeln. Pappband

Das 125jährige Jubiläum des Sülchgauer Altertumsvereins war Anlaß für die Herausgabe dieses Bandes, den man nur dann richtig bewertet, wenn man von seinem am wenigsten auffälligen Bestandteil ausgeht, einem vollständigen Katalog der ältesten bekannten Abbildungen Rottenburgs. Im Anschluß an SCHEFOLDS «Alte Ansichten aus Württemberg» gibt er ein erweitertes, ergänztes und zum Teil berichtigtes Verzeichnis von 85 Abbildungen und zwei nicht ausgeführten Plänen. 41 dieser Abbildungen werden in dem hier vorliegenden Band wiedergegeben, einige zum ersten Male veröffentlicht. Jeder einzelnen Abbildung stellt DIETER MANZ einen sehr knapp formulierten, aber informationsreichen Text gebenüber, der oft auch auf Vergleichsmöglichkeiten zwischen Darstellungen verschiedenen Alters hinweist, zeitgenössische Berichte zitiert oder die gelegentlich recht großzügig dargestellte Topographie zurechtrückt. Die meisten Darstellungen stammen verständlicherweise aus dem 19. Jahrhundert. Sie sind deshalb besonders wichtig, weil sie den Zustand vor den einschneidenden Veränderungen der jüngeren Vergangenheit erkennen lassen.

Johannes Wallstein

HEIMAT UND ARBEIT: **Der Schwarzwald-Baar-Kreis.** Konrad Theiss Verlag Stuttgart und Aalen 1977. 440 Seiten, 321 Abbildungen auf Tafeln. Leinen DM 42,-

Dieser neue Landkreis setzt sich im wesentlichen aus den ehemaligen Kreisen Villingen-Schwenningen und Donaueschingen zusammen. – Zufälligerweise schlug ich den Band zuerst bei der Tafel 75 auf: *Säulenwand, Stahlplastik von ERICH HAUSER, ausgezeichnet mit dem Großen Preis der X. Biennale von Sao Paulo 1969 . . .* und Tafel 76 dann: *Stahlrelief von ERICH HAUSER am Eingang der neuen Stadthalle in St. Georgen, gestiftet von DIETER GRÄSSLIN:* Bis in die jüngste Gegenwart hinein führt also auch in dieser neuen Kreisbeschreibung der Reihe HEIMAT UND ARBEIT die *Topographie der historischen Sehenswürdigkeiten.* Das ist ein Charakteristikum dieser Reihe, die es bislang als erste und einzige halbwegs fertigbringt, die Folgen der Gebietsreform aufzuarbeiten und durch die Beschreibung der neu entstandenen Kreise so etwas zu leisten wie Beiträge zur Integration dieser neu geschaffenen Verwaltungseinheiten. Integrationsfunktion hat auch der hier beschriebene Kreis selbst in mehrfacher Weise: er verbindet ehemals badische oder württembergische Gebiete miteinander und enthält zudem eines der frühesten Beispiele für den

Versuch, neue Einheiten über alte Grenzen und Rivalitäten hinweg zu schaffen: die Doppelstadt Villingen-Schwenningen. – Der Aufbau des Bands folgt im großen und ganzen dem schon gut eingeführten Muster: Übergreifende Schilderungen der natürlichen, historischen und kulturellen Zusammenhänge und Bedingungen legen den Grund für die verwaltungsmäßigen und kommunalpolitischen Fakten des Gesamtkreises sowie für die Beschreibung der Städte und Gemeinden im Überblick. Der abschließende Teil behandelt dann Verkehr und Wirtschaft bis hin zur Präsentation der einzelnen Unternehmen unter der Rubrik *Wirtschaft im Bild* mit zugehörigen Firmenkurzbiographien. – An Besonderheiten gerade dieses Kreises und dieses Bandes seien noch hervorgehoben die Einzelkapitel über das Bauernhaus im behandelten Gebiet und über die Donaueschinger Musiktage, über Mundart und Mundartdichtung sowie die Museen im Schwarzwald-Baar-Kreis, von denen hier nur das Narrenmuseum in Bad Dürrenheim, die Fürstlich Fürstenbergischen Sammlungen in Donaueschingen und die Historische Uhrensammlung in Furtwangen erwähnt seien.

Willy Leygraf

JÜRGEN HEINEN-TENRICH: **Die Entwicklung Ludwigsburg zur multifunktionalen Mittelstadt (1860–1914).** Ein Beitrag zur Untersuchung des Wandels der Stadt im 19. Jahrhundert. (Veröffentlichungen der Kommission für Geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg, Reihe B Forschungen, 79. Band) Kohlhammer Verlag Stuttgart 1976. 102 Seiten; Abbildungen, Pläne, Tabellen im Anhang. Broschiert DM 18,-

Die Wahl Ludwigsburgs als Gegenstand dieser eigentlich nicht speziell orts-, sondern eher allgemein stadtgeschichtlichen Untersuchung hat Vor- und Nachteile, die dem Verfasser durchaus bewußt sind: Die besondere Entwicklung Ludwigsburgs (Gründung als Residenzstadt im 18. Jahrhundert, Verlust dieser Funktion zu Beginn des 19. Jahrhunderts) und die Einengung der Stadt durch die knapp bemessene Markung lassen nicht unbedingt Ergebnisse erwarten, die man beliebig auf jede andere Stadt übertragen und so in die allgemeine Geschichte des Städtewesens einbringen kann. Auf der anderen Seite bietet der für Ludwigsburg typische Wandel zu Beginn des 19. Jahrhunderts von der Residenzstadt zur multifunktionalen Mittelstadt gute Gelegenheit, diesen neuen Typus von Stadt an einem konkreten Beispiel zu untersuchen und in überschaubaren Zusammenhängen darzustellen. Darin sieht der Verfasser seine Hauptaufgabe. Er schildert aufgrund von Gewerbekatastern, Stadtpflegerechnungen und dergleichen mehr eine erste Phase der wirtschaftlichen Entwicklung bis in die 80er Jahre des 19. Jahrhunderts, in der zugleich Bevölkerungszahl, Wirtschaftskraft und infrastrukturelle Versorgung stark anwuchsen. Darauf folgte eine gewisse Stagnation bis etwa um die Jahrhundertwende; und dann erst setzte die Entwicklung ein, die zum gegenwärtigen Status der Stadt geführt hat: Die Wirtschafts- und Sozialstruktur wurde umgebildet zu ei-

ner breiter gestaffelten und differenzierter geschichteten Gliederung, Eingemeindungen brachten mehr Bewegungsfreiheit für die Erweiterung der Siedlung und für die Entwicklung der innerstädtischen Infrastruktur; die Grenzen der ehemals recht hermetischen städtischen Gesellschaft Ludwigsburgs wurden relativiert, eine neue Vielfalt der Gruppen und Kräfte führte zu einer neuen gesellschaftlichen Dynamik.

Stadtpläne von 1782, 1869, 1891 und 1906 machen die Phasen der dargestellten Entwicklung anschaulich, in 23 Tabellen werden die Ergebnisse von Erhebungen zur Wirtschafts-, Gesellschafts- und Kommunalgeschichte übersichtlich dargeboten, so daß die Darstellung nicht nur belegt und begründet, sondern in vielen Teilen noch ergänzt, vertieft und abgerundet wird.

Hans L. Foss

### 50 Jahre Evangelische Kirchengemeinde Hegensberg-Liebersbronn. 61 Seiten, zahlreiche Abbildungen. Broschiert

Erst seit 50 Jahren gibt es die selbständige evangelische Kirchengemeinde Hegensberg-Liebersbronn. Die Einwohnerzahlen sowohl des schon immer zu Esslingen gehörenden Liebersbronn als auch der bis 1914 selbständigen Gemeinde Hegensberg waren zu gering, um eigene Pfarreien zu tragen. Bei Gründung der Gemeinde waren es insgesamt rund 1000 Gemeindeglieder, aber bis 1959 war ihre Zahl schon auf 2500 angewachsen, heute sind es fast 4000 Gemeindeglieder – eine typische Entwicklung für ländliche Gemeinden in günstiger Lage zu einem nahen städtischen Zentrum. – Das Gemeindejubiläum war Anlaß zu dieser Festschrift, die neben den üblichen Grußworten und den Übersichten über die verschiedenen Einrichtungen und Gruppen der Gemeinde eine ausführliche Gemeindegeschichte von HELMUT DÖLKER enthält. Diese beginnt aber nun nicht erst mit den Anfängen der noch jungen Kirchengemeinde, sondern – nicht untypisch für den Verfasser – mit dem Flurnamen *Mönchelen*, dem frühesten Hinweis auf kirchliches Leben im Bereich der heutigen Gemeinde, vermutlich auf eine Franziskaner-niederlassung, die möglicherweise noch älter war als die 1237 in der Stadt Esslingen begründete. Anschaulich – immer wieder anknüpfend an konkrete Namen, Gebäude, Denkmale, die jedem Liebersbronner oder Hegensberger vertraut sind – erzählt (im Sinne des Wortes!) HELMUT DÖLKER nun, was aus der Geschichte bekannt und mitteilenswert ist. Viel wird dabei für jeden Leser erkennbar und verständlich gemacht vom alltäglichen Leben in früheren Zeiten, von den rechtlichen, wirtschaftlichen und sozialen Bedingungen. *Von der Frühzeit bis zur Reformation / Vom 30jährigen Krieg bis zur Bildung der Gemeinde / Der Kirchenbau und die Anfänge der Gemeinde / Die Jahre des Nationalsozialismus / Die Jahre des Neubaus und der Festigung* – so lauten die Kapitelüberschriften, die den Text in überschaubare Abschnitte gliedern. Dokumente und historische Fotografien von Persönlichkeiten und Ereignissen aus dem Gemeindeleben unterstützen den Text, der nicht

nur wegen seines interessanten Stoffes aufmerksame Leser verdient, sondern auch wegen der widerspruchsgelungenen Verbindung von wissenschaftlicher Tatsache-treue mit volkstümlich zugänglicher Darstellung. Willy Leygraf

### Zur Volkskunde

FRIEDRICH E. VOGT: **Schwäbisch in Laut und Schrift.** Eine ergründende und ergötzliche Sprachlehre. J. F. Steinkopf Verlag Stuttgart 1977. 191 Seiten. Leinen DM 24,-

Weithin wird hier genau das geboten, was KARL HÄFNER im Heft 1/1978 der SCHWÄBISCHEN HEIMAT als unnötige Erschwernis beim Lesen schwäbischer Mundarttexte geschildert hat: stolz bekennt der Autor, daß er am 28. 3. 68 in der Stuttgarter Zeitung zuerst *schdub* und *schdanduhr* und *nägger* und *xichd* (für *Stub*, *Standuhr*, *Neckar*, *G'sicht*) geschrieben hat. Und zwischen den Deckeln dieses Buches versucht er nun den Nachweis, daß dies eine maßstabsetzende Tat gewesen sei. Wie überhaupt der Verfasser nicht kleinlich ist, wenn es darum geht, Ansprüche auf absolute Geltung und Bedeutung seiner Maximen zu erheben: *Jedenfalls – wer die vorliegende «Schwäbische Grammatik» durchstöbert, ist im Bild!* heißt es im Vorwort. Und zum Schluß: *Wir hoffen, mit dem in diesem Buch praktizierten und in obenstehendem zusammengefaßten Bemühen um eine vereinheitlichte Schreibung (nach dem Gehör, doch unter Beibehaltung der vom Schriftdeutschen her gewohnten Buchstaben) manche Vorurteile gegen die Dialektschreibung aus dem Weg geräumt und einen Schritt in Richtung auf die unmißverständlichere Lesbarkeit auch der im Dialekt gehaltenen Literatur getan zu haben: eine Lesbarkeit, die vor allem denen zugute kommt, die Mundartbücher in die Hand nehmen.* (Übrigens – wie soll's auch denen nützen, die keine Mundartbücher in die Hand nehmen?) Ja, ja, der Autor ist schon das *Schlaule* (Seite 23), für das er sich zu halten scheint! Auf einem halben Hundert Seiten betrachtet er nach den eher allgemeinen einleitenden Erörterungen die einzelnen Laute und Lautformen der schwäbischen Mundart, auf weiteren 55 Seiten die Wörter und Wortformen *unter der Lupe*. Dabei fällt auf: einerseits wird mit der kleinteiligen Gliederung Gründlichkeit und erschöpfende Genauigkeit signalisiert, andererseits werden sehr häufig recht unbestimmte Begriffe verwendet (*gelegentlich*, *manchmal*, *öfter*, *manche* usw.). Erwähnenswert scheint mir zu sein, daß fast zwei Seiten der Verkleinerungssilbe *-le* gewidmet werden – bis hin zum *sodele*. (Dazu VOGT: *das dürfte uns keine andere Landschaft im deutschen Mundartkonzert nachmachen!*).

Und der Haupteinwand gegen das Verständnis von Mundart, wie's hier dargestellt wird: der Verfasser beschränkt sich fast ausschließlich auf eine Beschreibung des Lautstandes, der Wortbildung und einiger Besonderheiten des Wortschatzes, wie sie im Schwäbischen üblich sind. Zu wenig ist davon die Rede, daß mundartlichem Sprechen und Schreiben eine bestimmte Art des Denkens zugrunde liegt, die vor allem durch den Verzicht auf Abstraktion und weithin auch auf unterordnenden Satzbau bestimmt ist. Kein Wort auch davon, daß es nicht nur

räumliche Differenzierungen gibt, so wie *Dreierlei Schwäbisch* in *Vielerlei Sprechweisen*, sondern auch ganz bestimmte Arten des Sprachverhaltens, die von den soziologischen Orten der miteinander Sprechenden bestimmt sind.

Kurzum: Man findet vieles in diesem Buch, wenn man es liest, aber nicht alles. Man sollte das Gefundene nicht immer unesehen akzeptieren. Und schon gar nicht meinen: *Wer diese schwäbische Grammatik durchstöbert, ist im Bild.*  
Willy Leygraf

ERNST MEIER (Hg): **Schwäbische Volkslieder** mit ausgewählten Melodien. Unveränderter Nachdruck der 1855 in Berlin erschienenen Originalausgabe. Nachwort und Bibliographie: LUTZ RÖHRICH. Jürgen Schweier Verlag Kirchheim/Teck 1977. VIII, 432 und 13 Seiten. Pappband DM 19,80

Die Volksliedersammlung des aus Schaumburg-Lippe stammenden und in Tübingen als Orientalist lehrenden ERNST MEIER unterscheidet sich von anderen Sammlungen, die seit HERDER oder im Gefolge von «Des Knaben Wunderhorn» entstanden sind, durch das Fehlen aller poetisierenden Absichten. Hier wurden Texte – und auch Melodien – gesammelt, wie sie nun einmal im Umlauf waren; in keiner Weise wurde gebessert oder geschönt, auch Ergänzungen aus anderen Sammlungen hat ERNST MEIER sich nicht gestattet. Er wollte ein getreuliches Abbild dessen geben, was er tatsächlich vorgefunden hat – und zwar besonders in den Dörfern des Neckar- und Ammertals in der näheren Tübinger Umgebung. Da ist es nicht weiter verwunderlich, daß in großer Zahl mundartliche Texte notiert sind und daß die «Schelmenliedle» mit über 400 Beispielen einen beachtlichen Raum einnehmen. Diese zum Teil recht direkt und ohne alle «Verdrucktheit» von der Liebe handelnden Strophen nach Art der Schnaderhüpferln *haben ihre primäre Bedeutung als Tanzlied* (RÖHRICH). Sie geben manchen Aufschluß über dörfliche Lebensbedingungen und Lebensweisen um die Mitte des vorigen Jahrhunderts – noch deutlicher oft als die übrigen Volkslieder, die gelegentlich eher so etwas wie eine poetisierte Gegenwart zum Alltäglichen darstellen und vermitteln. Gerade wegen der Informationen über das Alltagsleben des einfachen Volkes ist es verdienstvoll, daß der Verlag diese Sammlung zu so günstigem Preis wieder zugänglich gemacht hat.

Johannes Wallstein

GÜNTHER KAPFHAMMER: **Brauchtum in den Alpenländern.** Ein lexikalischer Führer durch den Jahreslauf. Verlag D. W. Callwey München 1977. 320 Seiten, 182 Abbildungen, 12 Farbtafeln und 2 Karten. Leinen DM 58,-

Mit unendlicher Mühe ist hier der Versuch unternommen worden, das Brauchtum im Alpen- und Voralpengebiet zu

erfassen und zu beschreiben. Dem Autorenteam ging es dabei *um die Darstellung bestimmter Phänomene im deutschsprachigen Alpengebiet, das als Raum gleicher Sprache als Einheit gesehen wird.* Der Untertitel läßt nun eigentlich erwarten, daß die Erscheinungen des Brauchtums, dem Jahreslauf entsprechend, datumsgemäß im sachlichen Zusammenhang erfaßt werden. Hier aber wird lexikalisch-alphabetisch nach Stichworten gearbeitet – und zwar in sehr eigenwilliger Weise: So finden sich z. B. Weihnachtsbräuche an mancherlei Stellen: unter dem Buchstaben K wie Krippe, unter S wie Sternsingen, anderes wieder unter W wie Weihnachten. (Im Sachregister aber gibt es unter W keine Angaben zu Weihnachten). Dasselbe zeigt sich bei Fastnachts- oder Faschingsbrauchtum und für manchen Themenkreis sonst.

Es wäre richtiger gewesen, die Ereignisse nach dem Jahreslauf zu ordnen. So muß man fast immer erst in einem der Verzeichnisse nachsehen: Nach dem Datum hat ein «Brauchtumskalender» die Ereignisse erfaßt, ihm folgt ein Sachweiser. Zusätzliche Seitenangaben wären bei diesen beiden Registern hilfreich gewesen. (Das Ortsregister weist dann Seitenzahlenangaben aus.) Soweit Literatur zu den einzelnen Ereignissen benützt wurde, ist sie angegeben, ebenso die örtlichen Informanten. Gelegentlich aber fehlt für den nicht des Dialekts Kundigen eine genauere Worterklärung. Was z. B. sind Perchten, was sind Prang-Stangen oder was bedeutet Ranggeln? Unter Wallfahrt nach St. Bartholomä wird das Ranggeln als *sportlicher Wettkampf alpenländischer Provenienz* bezeichnet – aber kein Hinweis auf die Angaben (unter R) zum Ranggeln am Hundstein mit der genauen Erklärung! Sachlich Zusammengehöriges erscheint so oft an ganz verschiedenen Stellen. Die vielen Abbildungen tragen zwar zum besseren Verständnis bei, aber alles in allem ist dieser lexikalische Brauchtumsführer doch recht schwierig zu benützen.  
Maria Heitland

IRMGARD HAMPP und PETER ASSION (Hgg): **Forschungen und Berichte zur Volkskunde in Baden-Württemberg 1974–1977.** (Band 3 der vom Landesdenkmalamt Baden-Württemberg herausgegebenen Reihe). Verlag Müller & Gräff Stuttgart 1977. 312 Seiten, 38 Abbildungen. Leinen Ein Querschnitt durch die volkskundliche Forschung der letzten Jahre – aber nicht ohne thematische Schwerpunkte. So läßt sich eine ganze Gruppe von Aufsätzen unter dem Obertitel «Volkstümliche Geselligkeit» zusammenfassen: *Stuttgarter Stadtteilstädte* (HEINZ SCHMITT), *Besenwirtschaften in Württemberg* (WOLFGANG ALBER), *Mannheimer Fastnacht* (GÜNTER LÖHR), *Karlsruher Fastnacht* (ERNST SCHNEIDER), *Historische Festzüge* (PETER ASSION), *Verwandtschaft und Verein* (ALBERT ILIEN, ÜTZ JEGGLE, WILLI SCHELWIES). Besonders hingewiesen sei außerdem auf den Aufsatz von MARTIN SCHARFE über *Protestantismus und Industrialisierung im Königreich Württemberg*, der sich von ganz anderer Seite dem Gegenstand nähert, den auch OTTO BORST in diesem Heft der SCHWÄBISCHEN HEIMAT behandelt: hier bei MARTIN SCHARFE geht es vor allem um die

Bewertung der Industrialisierung durch die Vertreter der Kirche und um ihr Verhalten gegenüber den Veränderungen, die mit der Industrialisierung einhergehen. Da werden Klagen zitiert, daß mit dem zivilisatorischen Fortschritt ein Rückgang an Kultur (und vor allem an Kirchlichkeit!) verbunden sei; da wird begrüßt, daß die gewerbliche und industrielle Entwicklung den Müßigen Arbeit und den Hungernden Brot gebe. Aber wenn die Vertreter der Amtskirche sich gegen Sonntagsarbeit wenden, dann haben sie dabei so gut wie ausschließlich die Sonntagsheiligung und vor allem den Kirchenbesuch im Sinn und nicht so sehr die Begrenzung der wöchentlichen Arbeitszeit auf ein menschliches Maß. – Eine Reihe weiterer Aufsätze sowie Bibliographien, Arbeitsberichte, Nachrufe und Buchbesprechungen runden den Band sinnvoll ab. Johannes Wallstein

## Aus der Geschichte

HELMUT BENDER: **Baden – 1000 Jahre Europäische Geschichte und Kultur.** Verlag Stadler Konstanz 1977. 176 Seiten, zahlreiche Abbildungen. Leinen DM 68,–

Als dieses Buch im Herbst 1977 gerade noch rechtzeitig zum Ende des Stauferjahres der Öffentlichkeit vorgestellt wurde, konnten Verlag und Presse nicht genug betonen, daß *den zahlreichen Staufer-Publikationen, die uns dieses silberne Jubiläumsjahr – 25 Jahre Baden-Württemberg – bescherte, nun auch ein repräsentativer Baden-Band zur Seite gestellt werden konnte* und das Land Baden *endlich eine ihm gemäße Darstellung und Würdigung erfahren habe.*

Doch um es gleich vorweg zu nehmen: Dieses Buch ist nicht – und hier muß energisch der Verlagsankündigung und manchem badischen Lobredner widersprochen werden – es ist nicht die Erfüllung des *seit Jahren* gehegten *Desiderats* nach einer *kompletten, kurzgefaßten Badischen Geschichte.* Es ist *lediglich* ein Bildband zur badischen Geschichte, der mit schönen, stimmungsvollen Aufnahmen die Geschichte des badischen Landes, seiner Besiedlung, Schlösser und Kunst von den Anfängen bis heute aufzeigt.

Zu einer ausgewogenen Gesamtdarstellung der Geschichte Badens von der Frühgeschichte bis zur heutigen Zeit ist der Verfasser nicht gekommen, ja dazu konnte er auf 37 Textseiten auch gar nicht kommen. Er hat sich deshalb auf die Darstellung einer Geschichte der badischen Markgrafschaft beschränkt und alle anderen vor der großen Napoleonischen «Flurbereinigung» im späteren Großherzogtum etablierten Mächte und Herrschaften übergangen. So werden die Habsburger, die über Jahrhunderte hinweg in Baden (Vorderösterreich: Freiburg, Breisach, Konstanz, Villingen, der Breisgau, große Teile der Ortenau u. v. m.) eine weit größere Rolle als die Markgrafen gespielt haben, mit wenigen Sätzen abgehandelt, gleiches gilt für die Pfälzer; über die Klosterterritorien erfährt man fast nichts, genauso wenig über die Ritterschaft oder die bischöflichen Territorien. Die angebliche

Gesamtdarstellung geriet dem Verfasser zudem eher zu einer Literaturlese. *Genug der Zitate* verspricht er (Seite 13), doch leider befolgt er selbst seinen Rat nicht. Fast die Hälfte des Textes besteht aus Zitaten, manche Seite wird mit ihnen fast gänzlich gefüllt (S. 167). Erfreulicherweise werden zwar alle Zitate nachgewiesen, doch leider nur ganz allgemein (Buchtitel, ohne Seitenzahl). Dankbar vermerken kann man allerdings, daß dieses Buch ein gutes Literaturverzeichnis enthält, das Interessierten manche Anregung vermitteln, auf jeden Fall aber weiterhelfen kann. Fazit: Ein hervorragender, schöner und anschaulicher Bildband mit einem dafür durchaus genügenden Textteil. Aber eben nicht mehr; das frühere Land Baden wartet immer noch auf eine *ihm gemäße Darstellung und Würdigung* und auf das Erscheinen einer *kompletten, kurzgefaßten Badischen Geschichte.*

Wilfried Setzler

DOROTHEA HAUFF: **Zur Geschichte der Forstgesetzgebung und Forstorganisation des Herzogtums Württemberg im 16. Jahrhundert.** – HEINRICH PESCH: **Die Jagd an Donau, Schiech und Blau vom Ende des Mittelalters bis zum Jahr 1849.** (Schriftenreihe der Landesforstverwaltung Band 47). Selbstverlag der Landesforstverwaltung Stuttgart 1977. Broschiert

Es ist verwunderlich, daß ein so interessantes Thema so lange auf eine ausführliche und umfassende Darstellung warten mußte. Geben doch die frühen Forstordnungen und die sie begleitenden weiteren Anordnungen und Vorschriften vielfältige Einblicke in eine wichtige Epoche der Verwaltungs- und Wirtschaftsgeschichte des Landes. (Man vergleiche die zusammenfassende Würdigung der württembergischen Forstordnungen in der SCHWABISCHEN HEIMAT 1969, S. 289.) Die frühen Forstordnungen bezeichnen den Übergang von der Waldnutzung zu einer frühen Stufe geordneter Forstwirtschaft; sie versuchen, die Grenzen zwischen Vieheintrieb und Holzanbau zu bestimmen, und bekräftigen vor allem den forsthoheitlichen Anspruch des Landesherrn, auch für die Wälder der Gemeinden und Untertanen Bestimmungen zu treffen. Dies alles stellt DOROTHEA HAUFF im zeitlichen Nacheinander aller auffindbaren Anweisungen usw. dar. In einem zweiten Teil untersucht sie die Entwicklung der württembergischen Forstorganisation nach Aufbau und Funktion und belegt auch die hier gewonnenen Einsichten durch ausführliche und überaus anschauliche Zitate. Zu wünschen wäre nun eine Erweiterung oder Fortsetzung dieser Arbeit, die das Systematische über das Chronologische stellt und an der Forstgesetzgebung die Entwicklung in bestimmten sachlichen Zusammenhängen schildert. Spiegelt doch die Forstgesetzgebung überaus deutlich die gesamte wirtschaftliche Entwicklung von der früheren Naturalwirtschaft zum Merkantilismus; sie macht Zusammenhänge verständlich, von denen auch heute noch die Sonderstellung der Forstverwaltung zwischen Forstwirtschaft und hoheitlicher Verwaltung bestimmt ist. –

Zuvörderst jagdgeschichtliche Mitteilungen aus einem überschaubaren Raum enthält der beigefügte Aufsatz von HEINRICH PESCH. Aber darüber hinaus gibt er manche Information zur Entwicklung der Jagdrechte und ihrer Ausübung überhaupt wie auch zur allgemeinen Geschichte des Gebietes etwa zwischen Munderkingen, Laichingen und Ulm.

Hans L. Foss

ROBERT UHLAND (Hg): **Lebensbilder aus Schwaben und Franken**, 13. Band. Herausgegeben im Auftrag der Kommission für Geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg. W. Kohlhammer Verlag Stuttgart 1977. 480 Seiten, 18 Abbildungen. Leinen DM 42,-

Länger als seine Vorgänger ließ der 13. Band der Lebensbilder aus Schwaben und Franken auf sich warten. Der Grund für die Verzögerung lag vor allem darin, daß infolge der Rezession die Mittel der die Publikation tragenden Kommission für historische Landeskunde stark beschnitten worden sind. Dieser neue Band bietet 18 Biografien unterschiedlichen Umfangs von 18 Persönlichkeiten ganz verschiedener Art und unterschiedlichen Ranges. Das beginnt mit dem Hirsauer Abt MAISER VON BERG, der in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts das Kloster im Nagoldtal regiert hat; das endet mit dem Rottenburger Bischof Johannes Baptista Sproll. Mit diesem ist eine der interessantesten Persönlichkeiten genannt, deren Leben in diesem Bande dargestellt wird. Vor allem natürlich wegen seiner aufrecht-streitbaren Haltung gegenüber den Nationalsozialisten, die ihn schließlich aus Württemberg vertrieben und verbannten, aber auch wegen mancher Stationen und Nebenumstände auf seinem Weg, bevor er Bischof wurde. Hervorzuheben sind besonders auch seine ausgeprägten historischen Interessen. So errang er schon früh einen Preis mit seiner rechtsgeschichtlichen Arbeit über «Das Sankt Georgenstift in Tübingen . . .» Er bearbeitete Ortsgeschichten Oberschwabens für «Das Königreich Württemberg» und gab den dritten Band der «Geschichte des Fürstlichen Hauses Waldburg» seines ehemaligen Heimatpfarrers VOCHERZER heraus und war Mitglied der Württembergischen Kommission für Landesgeschichte. – Und noch eine weitere Biografie sei besonders erwähnt, die KARL FRIEDRICH REINHARDS (von ROBERT MARQUANT aus Paris), die den aus Schorndorf stammenden französischen Diplomaten einmal recht deutlich vom Land seiner Wirkung her versteht und dieses Wirken eines Deutschen in französischen Diensten wiederum als eine zu damaligen Zeiten nicht so ungewöhnliche Sache schildert. – Auch daß man sich hier zum Beispiel schnell informieren kann über den Humanisten HEINRICH BEBEL, über den Advokaten und Almanach-Herausgeber GOTTOLD FRIEDRICH STAUDLIN, den Komponisten FRIEDRICH SILCHER, über den Verfasser des «Rulaman» DAVID FRIEDRICH WEINLAND, über den früheren württembergischen Staatspräsidenten JOHANNES HIEBER und andere mehr, ist erfreulich und willkommen. In seinem Vorwort äußert der Herausgeber die Bitte und Aufforderung um weitere Unterstützung etwa auch in Form von Hinweisen auf Persönlichkeiten,

deren Aufnahme in die «Lebensbilder» sich empfiehlt. Darauf das «ceterum censeo» des Rezensenten: CHRISTOPH MARTIN WIELAND ist längst überfällig!

Willy Leygraf

THEO KIEFNER: **Ein Stück Waldensergeschichte**. Das Israel der Alpen auf seinem Weg aus dem Val Cluson durch die Schweiz nach Deutschland 1532–1755. Dissertation Tübingen 1977. 715 Seiten

Ohne eine genaue Kenntnis der Glaubenskämpfe, deren Schauplatz im 16. und 17. Jahrhundert das obere und mittlere Tal des Chisone (Cluson), eines linken Zuflusses des oberen Po, war, ist die Geschichte der waldensischen Einwanderung nach Württemberg nicht verständlich. Eine lückenlose Darstellung dieser Ereignisse fehlte jedoch bisher. In jahrelanger, mühevoller Kleinarbeit hat KIEFNER Steinchen um Steinchen zusammengetragen, um daraus ein großartiges Mosaik zu formen, das keine blinden Stellen aufzuweisen hat. Allein die Zusammenstellung der 115 Familienbögen des Ortssippenbuches von Mentoulles ist eine Leistung, die Respekt abfordert. Überhaupt sind die «Anhänge» wegen ihres dokumentarischen Wertes besonders interessant. Vorzüglich das Bildmaterial, das z. T. vom Verf. selbst angefertigt wurde. Es kann keinen Zweifel geben: hier liegt ein Standardwerk vor, das über die Jahrzehnte hinaus seine Gültigkeit bewahren wird. Es bleibt zu hoffen, daß das Werk, wie geplant, bald in Druck geht. Noch zwei weitere Bände sind vorgesehen, die die Geschichte der Einwanderung und der Niederlassung der waldensischen Flüchtlinge behandeln.

Ernst Hirsch

**Jahrbuch des Historischen Vereins Dillingen an der Donau**. LXXIX Jahrgang. Verlag des Vereins Dillingen a. d. Donau 1977. 330 Seiten, 50 Abbildungen. Broschiert

Der Inhalt dieses stattlichen Bandes ist zu reich und vielfältig, als daß man ihn in einer Besprechung auch nur annähernd charakterisieren könnte. Dem Umfang nach fast ein Drittel beschäftigt sich mit der 700jährigen Geschichte der Stadt Gundelfingen an der Donau, die erstmals in einem Urbar des bayerischen Herzogs LUDWIG II., des Strengen, das im achten Jahrzehnt des 13. Jahrhunderts angelegt wurde, als Stadt bezeichnet wird. Aber nicht nur mit dem in staufischer Zeit gegründeten oder zur Stadt erhobenen Gundelfingen wird eine Verbindung zum baden-württembergischen «Stauferjahr» hergestellt: In einem Überblick über Staufer-Literatur und Staufer-Veranstaltungen des Jahres 1977 weist ADOLF LAYER, der Schriftleiter dieses Jahrbuchs und Autor einer ganzen Reihe von Beiträgen, auf mannigfaltige Beziehungen des heute bayerischen Schwaben zu den Staufern hin. Mit Bedauern bemerkt er: *Die 1810 zwischen Bayern und Württemberg gezogene Landesgrenze erwies sich dabei wieder einmal als geistige Grenze, deren Überwindung offensichtlich der geschichtlichen Forschung und Publizistik Schwierigkeiten bereitet.* Wie unange-

Wir geben Ihrer Zukunft ein Zuhause.

# REZEPTBUCH

## Das besondere Angebot: Ratgeber für den Hausbau

Tips zum Grundstückskauf, zur zweckmäßigen Grundrißgestaltung, Wissenswertes über Wärme und Schallschutz, über Baustoffe und vieles mehr. – Informationen, die Sie vor dem Bauen brauchen, finden Sie in dem Band »Der Hausbau« aus unserer BAUSPAR-BIBLIOTHEK. Die gibt es nur bei uns. Sie ist ein Vorteil unter vielen, die wir Ihnen zu bieten haben. Als kundenfreundliche Bausparkasse der Sparkassen.

Unsere Erfahrung und unsere vielfältigen Finanzierungsmöglichkeiten garantieren Ihnen, daß Sie schnell, unkompliziert und kostengünstig zu den eigenen 4 Wänden kommen. Auch dann, wenn Sie bisher noch nicht bei uns bausparen.

Schon zu 5,5% Zins können wir Ihnen beispielsweise zur Zeit eine Zwischenfinanzierung anbieten.

Ein Gespräch mit unserem Bausparberater lohnt sich also auf jeden Fall. Bei dieser Gelegenheit sollten Sie auch gleich kostenlos den Band »Der Hausbau« mitnehmen. Lassen Sie sich über unsere Angebote informieren.

Überall in Württemberg.

In einer unserer Beratungsstellen oder bei der Sparkasse.



Öffentliche   
Bausparkasse

7 Stuttgart 1 · Postf. 472 · Tel. 2030-1

Bausparkasse der Sparkassen

Ein wertvolles Geschenk:

## RUDOLF METZ

### Mineralogisch-landeskundliche Wanderungen im Nordschwarzwald

besonders in dessen alten Bergbaurevieren

2. vollständig überarbeitete Auflage

632 Seiten mit 410 Abbildungen im Text, darunter viele ganzseitige Karten und Bilder, zahlreiche Tabellen, 4 Faltkarten sowie eine geologisch-petrographische Übersichtskarte des Nordschwarzwalds (50 x 47 cm) im Anhang.

Format: 14,8 x 21 cm, Gebunden DM 84,-

#### Presseurteil: Schwäbische Heimat

Das Buch wendet sich vor allem an Mineraliensammler, an geologisch und petrographisch interessierte — und mindest in groben Zügen mit Grundlagenwissen ausgestattete — Leser. Darüber hinaus wird jeder allgemein landeskundlich Interessierte das Buch mit Gewinn benützen: Die Darstellung greift weit über das engere Fachgebiet hinaus und stellt so mannigfaltige Zusammenhänge dar, daß man fast von einer »Geographie des Nordschwarzwaldes« sprechen kann. Werner Bils

#### Badische Neueste Nachrichten

Das beste an dieser Neuauflage: Es sind 15 Exkursionen ausführlich beschrieben, so daß sich der interessierte Wanderer leicht zurecht findet, zumal auch landeskundlich oder historisch bemerkenswerte Plätze und Kartenskizzen eingefügt sind. Interessant sind beispielsweise allein schon die Vermerke der Baudenkmäler, die aus heimischem Material errichtet wurden, oder die Zusammenhänge, die sich zwischen Gesteinsuntergrund und Weinbau im badischen Rebland ergeben. Eine große geologisch-petrographische Übersichtskarte als Falblatt schließt diesen hervorragenden Band ab. wa

MORITZ SCHAUENBURG VERLAG KG, 7630 LAHR

## Ein amüsanter Spätzle-Brevier



Karl Lerch:

Schwaben Eure Spätzle

96 Seiten, 34 Abbildungen u. Illustrationen. Pappband mit farbigem Titelbild. DM 14,80. Format: 12 x 20 cm.

Karl Lerch hat sich über die schwäbische Leibspeise aus zahlreichen Quellen informiert und deren Herkunft, Namen, Machart und Wohlgeschmack über die Jahrhunderte hindurch kurzweilig beschrieben. Darüber hinaus gibt er neben praktischem Rat über die Kunst der Spätzlema- cherei auch eine Anzahl alter und neuer Spätzle-Rezepte zu allgemeinem Vergnügen für die Leute innerhalb und außerhalb Schwabens bekannt.

Weidlich Verlag

Vertrieb durch Umschau Stuttgarter Str. 18-24 6000 Frankfurt

## „Davon träumen viele: Eigenes Nest, statt Miete“

Das braucht weder Traum bleiben, noch in Streß und Ärger münden. Damit Sie sich das Bauherrenleben nicht unnötig schwer machen, sondern sich auf Ihre eigenen vier Wände freuen können, gibt es bei der Sparkasse einen Experten: Den **S**-Geldberater. Er berät Sie neutral und wird mit Ihnen zusammen alle Möglichkeiten einer Finanzierung genau abwägen, vergleichen, in Mark und Pfennig bewerten. Zu einer günstigen Finanzierung gehört eben mehr als ein niedriger Zinssatz!

Das **S**-Baukredit-Programm und die Finanzierung aus einer Hand mit der Öffentlichen Bausparkasse kommen Ihnen zugute. Und bei dem allem ist der **S**-Geldberater immer für Sie da, weil er in Ihrer Nähe ist.

Der **S**-Geldberater:  
unser persönlicher Service für Sie



wenn's um Geld geht

Sparkasse

messen dies ist, demonstriert er durch Hinweise auf zahlreiche Aktivitäten, die in bayerisch Schwaben dem «Stauferjahr» Tribut zollten, auf Publikationen (so von HEINZ BÜHLER), die nach Gegenstand und/oder Publikationsort dem östlichen oder nordöstlichen Schwaben zugerechnet werden müssen.

Hans L. Foss

KARL KOLB: **Wehrkirchen und Kirchenburgen** in Franken. Echter Verlag Würzburg 1977. 176 S., 8 Tafeln. Pappband, DM 35,-

Befestigte Kirchen und Kirchhöfe gelten heute als originelle Sonderformen des Sakralbaus. Im Gegensatz dazu vertritt der Verfasser die Auffassung, daß ursprünglich jede Dorfkirche auch Wehrzwecken diene und, weiterfolgend, daß die äußere Form der Kirchenanlagen überhaupt viel mehr durch den Wehrcharakter als etwa durch christliches Formengut bestimmt sei (S. 11). Zwar gebe es heute nur noch wenige ausgeprägte Kirchenburgen oder Wehrkirchen, aber dieses Bild trüge, denn ehemalige Wehrteile seien erst in den neueren Jahrhunderten beseitigt worden. Tatsächlich vermag der Verfasser einen erstaunlich umfangreichen Katalog von fränkischen Kirchen (in Nordbayern) mit übriggebliebenen Befestigungseinrichtungen zusammenzustellen. Interessanter aber für die Leser dieser Zeitschrift ist der allgemeine Teil, der eine recht anschauliche zusammenfassende Beschreibung von Befestigungsformen an Kirchen enthält, wobei der Verfasser weit über Franken hinausgreift (allerdings württembergische Beispiele nur selten erwähnt). Er charakterisiert die kraftvollen Kirchtürme, meist Chortürme, mit ihren Schießscharten, Gewölben, Vorratsräumen, oft auch mit Wehrgängen und Zinnen; er beschreibt die Umfassungsmauern, Toranlagen, Gräben und Wälle; er erinnert an die ehemaligen Gaden als Vorrats- und Aufenthaltsräume in den Kirchhöfen; und er vergißt nicht die Brunnen und die unterirdischen Gänge. Diese kleine Wehrkirchen-Kunde, wie man es nennen könnte, ist durch etwa 80 ganzseitige

Skizzen sowie durch Auf- und Grundrisse reich illustriert und erläutert. Daß manches so überspitzt und ungeschützt wie die Hauptthese selbst vorgebracht wird, sieht man diesem engagiert und gut lesbar geschriebenen Buche gerne nach.

Hans-Martin Maurer

## Naturschutzrecht

JOSEF SCHILLINGER und SIEGFRIED KÜNKELE: **Naturschutzrecht in Baden-Württemberg**. Textausgabe. 2. Auflage, Verlag W. Kohlhammer Stuttgart 1977. 180 Seiten. Broschiert DM 19,80

Die zweite Ausgabe bringt nun auch das Bundesnaturschutzgesetz sowie eine Reihe von einschlägigen Erlassen und Verordnungen, die inzwischen ergangen sind (betreffend u. a. die Beiräte, die Naturschutzbeauftragten und den Naturschutzdienst). Die knapp gefaßte, aber sehr systematische und instruktive Einführung sichert – zusammen mit dem ausführlichen Sachregister – vor allem dem Praktiker eine schnelle und verlässliche Orientierung im gesamten Bereich der im Lande geltenden Naturschutzgesetzgebung.

Hans L. Foss

## Weitere Titel

ANTON FREY: **Mein Vater der Dorfschulmeister**. Schwabenverlag Ostfildern 1977. (Die kleine Gabe Bd. 25) 79 Seiten. Polylein DM 9,80.

WENDELIN ÜBERZWERCH: **Sprache des Herzens**. Erlebtes und Erträumtes. Verlag Karl Knödler Reutlingen. 141 Seiten, Pappband.

WALTER PFLÜGER: **Rundwanderungen Hohenlohe**. J. Fink Verlag Stuttgart 1977. 108 Seiten; Karten und Zeichnungen. Broschiert DM 9,80.

---

## Anschriften der Verfasser

Prof. Willi Birn, Im Hopfengarten 22, 7400 Tübingen

Dr. Eberhard Bopp, Im Unteren Kienle 17,

7000 Stuttgart 1

Prof. Dr. Otto Borst, Mozartweg 32,

7300 Esslingen a. N.

Hans L. Foss, c/o Redaktion SCHWÄBISCHE HEIMAT

Dr. August Gebeßler, Landesdenkmalamt Baden-

Württemberg, Eugenstraße 3, 7000 Stuttgart 1

Maria Heitland, Charlottenplatz 17/II,

7000 Stuttgart 1 (Geschäftsstelle)

Dr. Ernst Hirsch, Hohgartenstr. 3, 7073 Lorch

Dr. Wolfgang Irtenkauf, An der Lehmgrube 35,

7257 Ditzingen

Dipl.-Ing. Gerhart Kilpper, Stirnbrandstraße 8,  
7000 Stuttgart 1

Willy Leygraf, Redaktion SCHWÄBISCHE HEIMAT,  
Charlottenplatz 17/II, 7000 Stuttgart 1

Dr. Hans-Martin Maurer, Lieschingstraße 47,  
7000 Stuttgart 80

Dr. Wilfried Setzler, Herrenberger Str. 14,  
7400 Tübingen 1

Johannes Wallstein, c/o Redaktion  
SCHWÄBISCHE HEIMAT

Karl Zepf, Ulmer Straße 15, 7902 Blaubeuren

Paul Zorn, Marktstraße 22,

7970 Leutkirch

Einladung zur  
Mitgliederversammlung  
1978  
des SCHWÄBISCHEN  
HEIMATBUNDES  
am Samstag, dem 14. Okto-  
ber 1978, um 14.30 Uhr im  
Soldatenheim Sigmaringen

Tagesordnung:

1. Tätigkeitsbericht  
des Vorsitzenden
2. Kassenbericht  
des Schatzmeisters
3. Prüfungsbericht  
des Kassenprüfers
4. Entlastung
5. Wahl des Vorstands
6. Mitgliedsbeitrag 1979
7. Verschiedenes

Der Vorsitzende  
gez. Prof. Willi Birn  
Regierungspräsident i. R.

Peter Haag-Preis gestiftet

(sh) Am 28. Februar 1978 hat der Schwäbische Heimatbund der Öffentlichkeit den von ihm gestifteten Peter Haag-Preis vorgestellt. Rundfunk und Presse haben ausführlich darüber berichtet. So war in den Stuttgarter Nachrichten u. a. zu lesen: «Ohne heimattümelnde Geste hat gestern im Conrad-Haussmann-Saal des Stuttgarter Landtags der Schwäbische Heimatbund den Peter-Haag-Preis vorgestellt. Trotz aller, auch publizistischer, Regsamkeit ist Heimat ja, oder schlichter unsere Umgebung, mehr als je bedroht; der Vorsitzende des Heimatbunds, Professor Birn, der diesen Preis vorstellte, erinnerte eindringlich daran und

berief sich dabei eben auf Peter Haag (1913–1974), der sich als Architekt schon zu Zeiten um den Denkmalschutz gekümmert hatte, als dies noch für höchst verdächtig und restaurativ gehalten wurde.

Der Präsident des Landesdenkmalamts, August Gebeßler, nahm die Stiftungsveranstaltung dann auch zum Anlaß für einige Worte zum Denkmalschutz: Nun, da Denkmalschutz mit einem ganzen Jahr, das nach ihm benannt wurde, eben 1975, in Mode gekommen sei, könne man allerdings schon rückläufige Auswirkungen feststellen; und nicht ohne feinsinnigen Hohn spielte Gebeßler auf die Klagen der «großen» Kommunen an, die fürchteten, sie büßten durch die Denkmallisten an Planungsautonomien ein. Diese Planungsautonomie, so der Denkmalschützer, habe sich «in den letzten Jahren doch so bewährt ...»!

Der Vertreter der unteren Denkmalschutzbehörde der Stadt Stuttgart, Schempp, war da aufgerufen, die Denkmalschutzvorstellungen seines Oberbürgermeisters zu verteidigen. Da er sich aber unversehens der Konrad-Adenauer-Straße vis-à-vis sah, jenem Paradestück kommunaler Planung in Stuttgart, mußte er, darauf angesprochen, doch zugeben, daß dies «eine Katastrophe» sei. Er wußte aber immerhin auf den Einwand, daß man mit der Hohenheimer Straße eine ähnliche Katastrophe zu planen im Begriff sei, zu kontern, hier habe man ja schon aus den Fehlern gelernt und werde deshalb die Straßenbahn untertunneln!

Nun: An «allgemeinem» Bewußtsein fehlte es nicht, aber bis dieses sich einmal hinter den harten Stirnen unserer Regierenden eingeknistet hat ... Allein, «wie schwer es im Landtag ist, dem Denkmalschutz ein Infrarotgerät zu verschaffen, mit dem man die Gebäudesubstanz prüfen kann», sagte der SPD-Landtagsabgeordnete Weyrosta!»

Peter Haag-Preis  
Satzung

1 Der Schwäbische Heimatbund stiftet einen Preis für denkmalpflegerisch beispielhaft gestaltete Bauten, den Peter Haag-Preis.

2 Der Preis besteht in einer Plakette zur Anbringung an dem ausgezeichneten Bauwerk, einer Urkunde und DM 3000,-.

Neben diesem Hauptpreis können zwei weitere besondere denkmalpflegerische Leistungen durch je eine Urkunde und eine Plakette anerkennend hervorgehoben werden.

3 Ausgezeichnet wird das Objekt; der Preis geht an den Eigentümer. Der Architekt wird in jedem Falle in der Urkunde erwähnt; er erhält eine Mehrfertigung.

4 Die Verleihung des Peter Haag-Preises erfolgt in einer öffentlichen Veranstaltung, in der nicht nur die Objekte gewürdigt werden, sondern auch ein grundsätzlicher Vortrag zum Problem der Denkmalpflege gehalten wird.

5 Ausgezeichnet werden können nur Objekte in privatem Eigentum.

6 Jedermann ist berechtigt, geeignete Objekte vorzuschlagen; auch der möglicherweise Auszuzeichnende kann sich bewerben.

Die Objekte müssen im Bereich des engeren Vereinsgebietes liegen, d. h. in den ehemals württembergischen oder hohenzollerischen Landesteilen.

7 Über die Verleihung entscheidet eine Jury, sie besteht aus dem Engeren Vorstand des Schwäbischen Heimatbundes sowie den in den Bereichen Architektur oder Denkmalpflege tätigen Mitgliedern des Erweiterten Vorstands des Schwäbischen Heimatbundes. Frau Dora Haag wird zu den Sitzungen der Jury eingeladen. Die Jury kann Fachgutachter zur Anhörung beiziehen.

8 Die Verleihung erfolgt jährlich, vorausgesetzt, daß die Mittel aus dem Haushalt des Schwäbischen Heimat-

**Aus dem Suppentopf:**

# Journalist läßt Geld für 141 Eigenheime verlosen.

Damals, 1925, war es noch eine Sensation: Baugeldauslosung von zarter Hand aus einem Suppentopf. Georg Kropp, Journalist und Gründer von Deutschlands erster Bausparkasse, strahlte, und das kleine Dorf Wüstenrot im idyllischen Schwäbischen Wald stand kopf.

Um 2,5 Millionen Mark ging es 1925, Baugeld für 141 Eigenheime. Heute geht es, Werktag für Werktag, um 600x eigene vier Wände – um Baugeldzuteilungen von 6 bis 7 Milliarden Mark, Jahr für Jahr.

Nach und nach konnten Georg Kropp, seine Mitstreiter und Nachfolger, mehr als zwei Millionen

Familien zum eigenen Heim verhelfen.

Inzwischen ist Wüstenrot aber viel mehr als »nur« ein gemeinnütziges Bauspar-Unternehmen. Da

gibt es die »Hausbau Wüstenrot«, die »Wüstenrot Städtebau- und Entwicklungsgesellschaft« die »Wüstenrot-Bank für Wohnungswirtschaft« und die »Wüstenrot Lebensversicherungs-AG«.

Fertighäuser und Häuser zum Selberbauen nicht zu vergessen. Georg Kropp hätte seine Freude dran... auch wenn's heute – dank modernster Computer – nicht mehr so gemütlich zugeht, wie damals, bei der Suppentopf-Verlosung.



**wüstenrot**  
Der gute Grund für Ihr Eigentum.

*Gastliches  
Härtsfeld* 

Das beliebte Wander- und Erholungsgebiet der Schwäbischen Ostalb, lädt zum unbeschwerten Ferien- oder Wochenendaufenthalt ein.

Vielseitige Erholungsmöglichkeiten. Sehenswerte Kunstdenkmäler, darunter die weltberühmte Abteikirche Neresheim. Gemütliche Gasthöfe, Ferienwohnungen und kinderfreundliche Bauernhöfe. Vollpension ab 19,- DM. Vom 30. April bis 20. Oktober 1978 großes Auto- und Wander-Quiz „Idyllisches Härtsfeld“.

Prospekte und Wettbewerbsunterlagen vom Verkehrsverband „GASTLICHES HÄRTSFELD“ e. V. Geschäftsstelle Rathaus, 7921 Nattheim-Auernheim Telefon (07326) 347

## Esslingen am Neckar – sympathisch und sehenswert



Industrie- und Schulstadt mit 1200jähriger Tradition und dem einzigen vollständig erhaltenen mittelalterlichen Stadtkern im Mittleren Neckarraum. Malerisch gelegen zwischen Obstgärten, Wald und Weinbergen. Bedeutende Bauwerke, schwäbische Gastlichkeit und eine lebhaft City.

**Information:**  
Kultur- und Freizeitamt/Stadtinformation, 7300 Esslingen am Neckar, Marktplatz 16, Telefon (0711) 3512 – 441/645.

# Karawane Studien-Reisen

## Studienreisen '78

### Eine Auswahl im Herbst 1978:

#### Kreuzfahrt „Griechische Inselwelt“

17. 9.–1. 10. 1978 ab DM 2380,-

#### Yachtkreuzfahrt „Inseln der Ägäis“

25. 9.–7. 10. 1978 ab DM 3380,-

#### Symposium Athen

1. 11.–10. 11. 1978, ab/bis München DM 1560,-

#### Venedig und Umgebung

20. 10.–28. 10. 1978, ab/bis München DM 890,-

#### Paris und Umgebung

25. 10.–1. 11. 1978, ab/bis Stuttgart DM 920,-

#### Große Südafrika-Rundfahrt

13. 10.–5. 11. 1978, ab/bis Frankfurt DM 5240,-

#### Große Südwestafrika-Rundfahrt

23. 9.–18. 10. 1978, ab/bis Frankfurt DM 4660,-

Gerne senden wir Ihnen unsere neuesten Programmübersichten 1978 unverbindlich zu.



Programme und Verlagsverzeichnisse, Auskunft, Vormerkung und Anmeldung:

Büro für Länder- und Völkerkunde  
7140 Ludwigsburg Marbacher Str. 96 Ruf (07141) 51091



## Museen in Baden-Württemberg

Herausgegeben vom Museumsverband Baden-Württemberg e. V.

2. erw. und erg. Aufl. 1977, 356 S., 95 Abb., Kst. DM 22,-

Daß auch mittlere und kleine Museen vielfältige Anregungen für Wochenendausflüge bieten, dokumentiert dieser handliche Museumsführer.

Nicht nur die Fülle der Museen in Baden-Württemberg überrascht – es sind 397 von Aalen bis Zell am Harmersbach – sondern vor allem die Vielzahl außergewöhnlicher Museen, vom Daimler-Benz-Museum bis zum Feuerwehr- u. Brotmuseum, die zahlreichen Freilichtmuseen, Schloßmuseen u.a., die das Buch neben den herkömmlichen kulturgeschichtlichen Museen vorstellt.

Das Buch enthält alle wichtigen Informationen: Anschrift, Telefon, Öffnungszeiten, Eintrittspreise usw. Bestände und Geschichte der Museen werden beschrieben, und auf besonders Sehenswertes wird hingewiesen.

Für Wochenende und Schulausflüge, als ständiger Begleiter im Rucksack oder im Handschuhfach, wird sich dieses Buch als unentbehrlich erweisen.



**Konrad Theiss Verlag  
Stuttgart und Aalen**

bundes oder durch Spenden vorhanden sind. Wenn die Verleihung wegen eines Mangels an Objekten nicht erfolgt, kann der Preis im darauffolgenden Jahr kumuliert oder zweimal verliehen werden.

9 Eine verkleinerte Fassung der Plakette kann – mit entsprechender Veränderung des Textes – bei Wettbewerben für Architektur, Denkmalpflege, Stadtanierung usw., die der Schwäbische Heimatbund durchführt, trägt, verantwortet oder mitverantwortet, auch durch eine anders zusammengesetzte Jury verliehen werden.

Vorschläge und Bewerbungen für den Peter Haag-Preis werden erbeten an:

SCHWÄBISCHER HEIMATBUND  
Charlottenplatz 17/II  
7000 Stuttgart 1  
Telefon (07 11) 22 32 43

## Deutscher Preis für Denkmalschutz

(DSI) Nach den Ehrungen besonders herausragender publizistischer Leistungen in den Jahren 1976 und 1977, mit denen das Deutsche Nationalkomitee für Denkmalschutz zugleich einen Dank an die Medien für ihre vielseitige Unterstützung der Kampagne zum Europäischen Denkmalschutzjahr 1975 verband, hat das Komitee beschlossen, einen «Deutschen Preis für Denkmalschutz» zu stiften. Ausgezeichnet werden Einzelpersonen oder Gruppen, die durch ihre Initiative wesentlich zur Erhaltung von Gebäuden, Ensembles, Altstadtkernen und Dörfern beigetragen, neue Wege zu deren Rettung aufgezeigt oder sonst – zum Beispiel durch publizistische Leistungen – in vorbildlicher Weise auf Probleme des Denkmalschutzes aufmerksam gemacht haben. Der Deutsche Preis für Denkmalschutz wird erstmals 1978 vergeben; er besteht in einer Ehrengabe oder in einem Reisestipendium und ist mit der Verleihung einer Urkunde verbunden.

## Britisches Vorbild ausgezeichnet

(DSI) Die Johann-Wolfgang-von-Goethe-Goldmedaille der Stiftung F. V. S. zu Hamburg ist dem «National Trust for Places of Historic Interest or Natural Beauty» in London zuerkannt worden. Damit werden die außerordentlichen Leistungen des National Trust im Hinblick auf die Erhaltung des baulichen Erbes und der landschaftlichen Schönheiten auf den britischen Inseln in einer für ganz Europa vorbildlichen Weise gewürdigt. Der National Trust wurde bereits 1895 in der Erkenntnis gegründet, daß die Bevölkerungszunahme und die unaufhaltsame Industrialisierung eine wachsende Bedrohung für das kulturelle Erbe darstellen werden. Heute gehören ihm rd. 500 000 Mitglieder an – auch viele junge Leute. Durch Ankauf, Wiederherstellung und Weiterverkauf von gefährdeten Objekten ist der National Trust heute u. a. zu einem der größten Landeigentümer in Großbritannien geworden. Der Trust ist als unabhängige private Organisation befugt, Gelände und Bauten zu übernehmen, welche dem Staat zur Abgeltung von Erbschaftssteuern überlassen werden. Andere Objekte von historischer oder landschaftlicher Bedeutung erwirbt der National Trust mit Hilfe privater Spenden, die einen erheblichen Teil seines Vermögens ausmachen. Dazu kommen Beiträge von seinen Mitgliedern. Durch eine ausgezeichnete Öffentlichkeitsarbeit hat die Arbeit des Trust in der Bevölkerung eine breite Resonanz und Unterstützung gefunden. Bemühungen, eine vergleichbare Einrichtung für die Bundesrepublik zu schaffen, werden vor allem vom Deutschen Heimatbund vorangetrieben.

## Parkverbot auf historischen Plätzen

(DSI) Bei einer Untersuchung über Erhaltungsmöglichkeiten historischer Bauten und Altstadtbereiche durch das Allensbacher Institut für Demo-

skopie im Auftrag des Deutschen Nationalkomitees für Denkmalschutz wurde u. a. auch nach dem Für und Wider zum Parkverbot auf historischen Plätzen gefragt. Das Ergebnis der Umfrage beweist, daß der Vorschlag, solche Plätze für den ruhenden Verkehr zu sperren, durchaus nicht gegenwartsfremd wirkt. Zwar fände ein Parkverbot bei einer knappen Mehrheit der Befragten (51 Prozent) keine Gegenliebe, immerhin würden jedoch 41 Prozent autofreie historische Plätze begrüßen. Bei diesen Personen handelt es sich keineswegs vorwiegend um ältere Leute: 36 Prozent der Befragten waren 16 bis 29 Jahre alt.

## Denkmalpflege – die gutgemeinte Zerstörung?

(DSI) Die Fronten sind klar abgesteckt: Stadtzerstörung gegen die Erhaltung der geschichtlichen Umwelt, Monotonie moderner Architektur gegen die Vielfalt historischer Formen, Identifikationsunfähigkeit in Städten vom Reißbrett gegen die Behaglichkeit der Altstädte – so oder ähnlich hörte man den Kampf formulieren, den die Denkmalpflege in den letzten Jahren mit zunehmendem Erfolg und Echo in der Öffentlichkeit ausfechten mußte. Die Kollisionsgegner wurden dabei klar erkannt und genannt. Von den Schadstoffen in der Atmosphäre bis zu Modetorheiten einer Wegwerfgesellschaft, von der steuerlichen Unterprivilegierung der Denkmäler bis zur Irrlehre der totalen Planbarkeit unserer Umwelt, von der Priorität der Verkehrsplanung bis zur Vernachlässigung der Sozialpflichtigkeit des Eigentums an einem Denkmal reicht die weite Skala dieser Widrigkeiten für den Bestand des Erbes der Vergangenheit.

Wenig gesprochen wurde dabei über die Rolle der Denkmalpflege selbst. Das ist nicht selbstverständlich. Wie die Denkmäler erhalten werden, war ja zu anderen Zeiten Stoff leidenschaftlicher Diskussionen weiter

Kreise, z. B. gegen Ende des 19. Jahrhunderts angesichts des Überdrusses an einer zur Routine gewordenen Purifizierungs-Denkmalpflege. Überblickt man die Denkmalpflege seit dem Beginn des 19. Jahrhunderts, so würde es nicht schwerfallen, ihre jeweilige Zeitgenossenschaft nachzuweisen. Zu der Beobachtung solcher Zeitgenossenschaft gehört regelmäßig auch die Feststellung, daß die Denkmalpflege einer bestimmten Zeit jeweils zu ganz bestimmten Einseitigkeiten (und damit zu Teil-Erhaltungen) neigte, so z. B. die der letzten Nachkriegszeit zur Scheu vor Rekonstruktionen und zur «schöpferischen» Neuinterpretation beschädigter Monumente.

Es wäre ein verhängnisvoller Irrtum zu glauben, in seiner Zeitgenossenschaft so unentrinnbar zu stecken, daß die Reflexion darüber oder gar die Milderung ihrer Folgen unmöglich wäre. Im Bereich der Denkmalpflege hat diese zeitgenössische Reflexion z. B. mit Erfolg um die Jahrhundertwende stattgefunden. «Erfolg» bedeutet hier die Einsicht in die Ursachen von zeitbedingter Einseitigkeit und möglichst deren Vermeidung. Einseitigkeit im Bereich der Denkmalpflege bedeutet zunächst eine zu wenig differenzierte Sicht der Denkmäler. Klassisches Beispiel wird wohl immer die – zeitweise – ausschließliche Wertschätzung des 19. Jahrhunderts für den Originalzustand unter Mißachtung aller nachfolgenden Veränderungen am Kunstwerk sein, vor allem am Bauwerk, die oft ebenso wichtig sind, wie die Gründungsform. Solcher Gefahr zu Einseitigkeiten sieht sich die Denkmalpflege ständig ausgesetzt. Dabei besteht die «Gefährlichkeit» der Denkmalpflege darin, daß sie Einseitigkeiten in ihrer Theorie in Einseitigkeiten ihrer praktischen Eingriffe umsetzen muß, also nicht grundsätzlich alles am oder im Denkmal gleichgewichtig umsorgt und häufig eben auch manches «wegrestaurieren» läßt.

Zur Zeit ist z. B. deutlich eine wachsende Bereitwilligkeit zu Rekonstruktionen festzustellen, die analysiert und beobachtet werden muß, um nicht eventuell in eine solche Einseitigkeit umzukippen. Zu den Einsei-

tigkeiten unserer Denkmalpflegezene gehört gewiß auch, daß über das Phänomen «Patina» zur Zeit kaum nachgedacht wird. Wer einmal die sensible Diskussion über diese Altersspuren am alten Objekt, die um 1900 geführt wurde, nachvollzieht, kann sich über die unbekümmerte Meinung manches Denkmalpflegers «Patina ist Dreck und der muß weg» nur wundern.

Auch aus der richtig erkannten städtebaulichen Mangelsituation der letzten Jahre resultiert gern die in dieser Einseitigkeit falsche Konsequenz, nur oder auch nur hauptsächlich solche Züge am Denkmal seien erhaltenswert, die dieses städtebauliche Defizit mildern, also z. B. die Fassaden. In diesem Zusammenhang gehört auch manche Erscheinung der Neu-Nutzung der Denkmäler. Nachdem klar genug geworden ist, welchen atmosphärischen Reiz moderne Nutzungen alten Bauten verdanken, scheinen die ursprünglichen Nutzungen fast grundsätzlich nicht mehr gut genug, nicht mehr ausnutzend genug zu sein. Das gilt für ganze erhaltene Dörfer, die der Würdigung, aber auch der Belastung durch den Tourismus ausgesetzt werden müssen, wie für Einzelbauten, wo jede Kate eine «rustikale» Herberge und jedes Bürgerhaus ein Jugendtreff werden muß. Ist der selbsterlebte Fall der gemeindeeigenen Remise, für die ergebnislos eine Nutzung gesucht wurde, während die Gemeindefahrzeuge keinen Unterstellplatz hatten, so untypisch?

Solchen Beispielen ohne Namensnennung könnte der Empfindliche namentliche Beispiele in Fülle entgegensetzen, in denen zugunsten der Erhaltung eines Kunstwerks in der Tat Patina geopfert werden mußte, oder wo von einem Bürgerhaus wirklich nur die Fassade gerettet werden konnte. Dies träfe jedoch nicht den Kern. Der Kern des Problems besteht vielmehr darin, daß erstens solches Vorgehen leicht zur Selbstverständlichkeit wird – ihrer Abstraktion zur Regel kann man dann schnell begegnen – und daß dabei zweitens aus dem Blickfeld gerät, welcher Vielfalt von Eigenschaften und Informationen im Denkmal der Denkmalpfleger eigentlich dienen müßte. Diese Rolle

ist freilich schwer und für ihn selbst unbequem: Während er einen erträglichen Kompromiß um die Erhaltung eines Denkmals erkämpft, weiß er am besten, was vom Denkmal auf der Strecke bleibt, und soll dies als lästiger Mahner auch noch laut verkünden! Da ist die Versuchung groß, das Erreichbare als das Ideal hinzustellen oder das Publikum dies doch glauben zu lassen. An einem uninformierten und undifferenzierenden Publikum kann aber gerade eine auf Dauererfolg angewiesene Denkmalpflege nicht interessiert sein. Denn nicht nur je mehr Denkmäler erhalten werden, sondern auch je mehr am jeweiligen Denkmal erhalten wird, ist eine Frage des öffentlichen Interesses, das die Erhaltung aller Schichten im Denkmal genießt.

Georg Mörsch

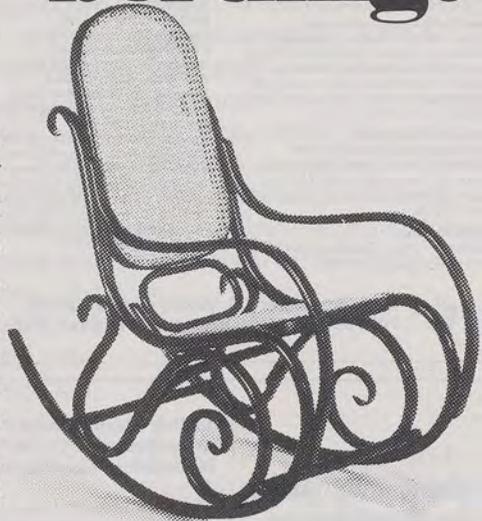
(Landeskonservator Rheinland)

### «Dorfverschönerung»

Der bayerische Kultusminister MAIER hat kürzlich auf einer Tagung des Kuratoriums für Denkmalpflege gesagt, man solle *unsere Dörfer nicht schön machen, sondern dafür sorgen, daß sie schön bleiben*. Nun liegt der Bereich Leutkirch im Gebiet des sogenannten «süd-oberschwäbischen Bauernhauses». Auf solche traditionelle regionale Bauweise sollte eine «Dorfverschönerung» wohl Rücksicht nehmen. Neben einem nicht zu flachen Dach, einem hölzernen Dachvorsprung, hellen Farben und häufig Holzverkleidung weisen unsere Bauernhäuser in aller Regel keine Verzierungen (im Gegensatz etwa zur oberbayerischen Lüftlmalerei) auf, auch keine Balkone. Es ist also wenig sinnvoll, wenn bei Dorfverschönerungen im Allgäu alle Läden eines Dorfes mit einer Bemalung versehen, die Fassaden meist kräftig farbig behandelt werden. Man sollte nun eigentlich wissen, daß sogar in Oberbayern die Läden nie bemalt wurden, sondern nur die Fassaden. Bei uns aber haben solche Bemalungen absolut keine

# Ein „Ruhesitz“ beruhigt

Vorsorge schützt vor Sorge. Das gilt vor allem fürs Alter. Mit einem Eigenheim oder einer Eigentumswohnung stehen Sie später mal nicht mit leeren Händen da. Und niemand kann Ihnen den (Schaukel)-Stuhl vor die Tür setzen. Schaffen Sie sich schon jetzt Ihren Ruhesitz – als Bausparer und mit dem billigen Baugeld von Schwäbisch Hall. Fragen Sie unsere Außendienstmitarbeiter nach weiteren Bausparvorteilen. Auch alle Volksbanken, Raiffeisenbanken, Spar- und Darlehnskassen stehen Ihnen mit Rat und Tat zur Seite.



Auf diese Steine können Sie bauen

**Schwäbisch Hall** 

Die Bausparkasse der Volksbanken und Raiffeisenbanken

Landesstellen in Berlin, Frankfurt, Hamburg, Hannover, Karlsruhe, Köln, Mainz, München, Münster, Nürnberg, Saarbrücken, Stuttgart.



**WIR BIETEN MEHR ALS GELD UND ZINSEN**

## IHRE FREIZEIT IST UNS GOLD WERT.

Lernen Sie unsere schöne Heimat kennen und gewinnen Sie dabei.

Wir haben für Sie das neue Buch „Freizeit und Wandern in Württemberg“. Der ideale Freizeitplaner für alle, die Erholung und

Ausgleich in freier Natur suchen.

Holen Sie bei uns den Aktionsprospekt über unser neues Freizeitspiel. Es lohnt sich. Viele Preise warten auf Sie.

**WANDERN  
UND  
GEWINNEN**

**FREIZEIT UND  
WANDERN**

nur  
**7.90**

**VOLKSBANKEN**   **RAIFFEISENBANKEN**

in Württemberg

K.F. V. Jägerschmid, **Das Murghthal** besonders in Hinsicht auf Naturgesch. und Statistik. Mit Kupfern und 1 Karte. Nach der Ausgabe Nürnberg 1800. Umfang 248 Seiten, geb., DM 30,-

**Das Großherzogtum Baden**  
Auf ca. 1000 S. wird die Landschaft Badens analysiert: Geographie, Fauna und Flora, Geschichte, Mundarten, Sagen, Bevölkerung und Industrie. Mit vollständigem Ortsregister. Nach der Ausgabe von 1885. DM 38,-

**Leopold Feigenbutz, Der Kraichgau und seine Orte**  
Ein sehr seltener Titel auf dem antiqu. Markt! Aufbau ähnlich dem ob. Titel. Sehr gründliche Arbeit. Umfang 438 S. geb., DM 30,-

**Josef Bader, Badenia – oder – Das badische Land und Volk** (In Kürze lieferbar)

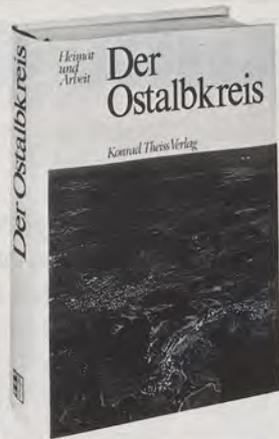
Eine Zeitschrift für Landeskunde mit Karten, Lithographien und kolorierten Trachtenbildern. Drei Jahrgänge: 1839, 1840 und 1844. Reprintausgabe 1978

**BADENIA, Band I 1839**  
Umfang 310 Seiten DM 30,-  
**BADENIA, Band II 1840**  
Umfang 324 Seiten DM 30,-  
**BADENIA, Band III 1844**  
Umfang 300 Seiten DM 30,-  
Bei gleichzeitiger Bestellung aller drei Bände DM 85,-

Das Werk enthält die Beschreibung der verschiedenen badischen Landschaften. Ferner alle Naturmerkmale und alte Sagen des Landes. Wichtig ist ferner ein vollständiges Verzeichnis aller über und in Baden erschienenen Schriften, Bildwerke und Landkarten.



**Horst Bissinger KG. Verlag und Druckerei**  
7031 Magstadt bei Stuttgart Postfach 1148



**Einführungspreis bis 10. Juni 1978: DM 38,-**

Ein Heimatbuch, wie es nicht wieder kommt: mit herrlichen Bildern, teils in Farbe, und einer Fülle von Anregungen und Informationen. Dieses moderne, zeitgemäße Sachbuch beschreibt mit seinen fachkundigen Beiträgen den Ostalbkreis mit allen Städten und Gemeinden.

**Konrad Theiss Verlag Stuttgart und Aalen**

LUDWIG UHLAND  
**Graf Eberhard der Kaufhebart**

Mit acht Lithographien von Johann Baptist Pflug Einführung von Hansmartin Decker-Hauff



**Ludwig Uhlands großer „vaterländischer Cyklus“ in bibliophiler Neugestaltung.**

Bütteneinband mit einer Reliefprägung des kulturhistorisch bedeutenden Reitersiegels des Grafen Eberhard II. in Originalgröße.

64 Seiten mit acht Lithographien von Johann Baptist Pflug aus dem Jahr 1834 und einer Einführung von Prof. Dr. Decker-Hauff.

Subskriptionspreis DM 36,- (bis 30.6.1978, danach DM 48,-).

**Fleischhauer & Spohn Verlag Stuttgart**



**Allgäuer Sagen**

5. Auflage  
Text Hermann Endrös und Alfred Weitnauer  
Illustrationen Heinz Schubert  
608 Seiten, DM 32,50

**Verlag für Heimatpflege im Heimatbund Allgäu**  
8960 Kempten, Königstr. 25

Auf Wunsch übersenden wir gerne unsere bunten Verlagsprospekte



Otto Borst/Joachim Feist

**Weil der Stadt**

84 Seiten mit 63 Bildtafeln, davon 20 farbig. Leinen mit vierfarb. Schutzumschlag DM 28,-



**Konrad Theiss Verlag Stuttgart und Aalen**

**Weil der Stadt**, seine unverwechselbare Stadtsilhouette, eingebettet in die reizvolle Landschaft des Heckengäus, zwischen dem Ballungsraum um Stuttgart und den dunklen Hängen des Schwarzwalds, ist das Thema dieses Buches.

**Otto Borst**, Landeshistoriker von Rang und Kenner insbesondere der Geschichte unserer Reichsstädte, gibt eine fesselnde Zusammenfassung der 800jährigen Geschichte Weil der Stadt. Er versteht es meisterhaft, Stadtgeschichte zu interpretieren als Geschichte eines lebendigen Gemeinwesens, eines Gemeinwesens, das auch heute noch vieles von seiner Eigenart bewahren konnte und stolz ist auf sein historisches Erbe.

In den Bildern von **Joachim Feist** wird dies eindrucksvoll veranschaulicht: beispielhaftes Verantwortungsbewußtsein für die Erhaltung und zukunftsweisende Gestaltung einer unwiederbringlichen Stadtlandschaft – Bewältigung der Aufgaben der Gegenwart – Angebot für Arbeitsleben und Freizeitgestaltung – Weil der Stadt heute mit seinen alten und neuen Stadtteilen Meringlingen, Münklingen, Schafhausen und Hausen an der Würm.

Tradition, man sollte daher auch nicht künstlich aus einem Allgäuer Dorf «eine Art Oberammergau» machen, wie es kürzlich ein Mitglied unserer Ortsgruppe formulierte.

Tradition aber hat z. B. im Allgäu das rote Ziegeldach. In aller Regel wird es heute bei Neubauten durch Eternit ersetzt. Die Fenster werden (aus Kostengründen) als Einscheiben-Panoramafenster erneuert und mit Plastikrolläden versehen. Wenn dann noch der alte Putz mit pappartig wirkenden Eternitschindeln verkleidet wird, die Haustüre eine Aluminiumfassung mit Riffelglas bekommt, dann hat der Allgäuer Bauer aus seinem Haus eine Karikatur gemacht. Heute sind bereits zahlreiche Dörfer in dieser Art verunstaltet.

Öffentliche Zuschüsse für Dorfverschönerungen sollten dieser Entwicklung steuern, indem sie dort eingesetzt werden, wo sie dazu beitragen können, Ziegeldächer, gegliederte Fenster, Fensterläden und andere landestypische Besonderheiten zu erhalten – nicht jedoch für modischen Schnick-Schnack.

Paul Zorn

### Aus dem Deutschen Literaturarchiv Schiller-Nationalmuseum

Das Deutsche Literaturarchiv, Marbach am Neckar, hat begonnen, alle gedruckten und ungedruckten Briefe HUGO VON HOFMANNSTHALS zu registrieren. Wer Originale gedruckter oder ungedruckter Briefe besitzt, von ihnen Kenntnis hat oder bislang unbekannte Publikationsorte von Briefen HOFMANNSTHALS nennen kann, wird um Nachricht gebeten an: Deutsches Literaturarchiv, Postfach 57, D-7142 Marbach a. N., Kennwort: Hofmannsthal-Briefe.

Entsprechend dem Wunsche von HANS ERICH NOSSACK und im Einvernehmen mit seiner Witwe sowie der Akademie der Wissenschaften und der Literatur in Mainz wird im Deutschen Literaturarchiv Marbach ein

HANS ERICH NOSSACK-Archiv eingerichtet. Ein großer Teil der Manuskripte, Briefe und Tagebücher des Nachlasses wurde bereits übernommen. Besitzer von Briefen H. E. NOSSACKS werden gebeten, sich mit dem Deutschen Literaturarchiv Marbach a. N. in Verbindung zu setzen.

Auch der literarische Nachlaß von JOCHEN KLEPPER ist nach Marbach gekommen. Er enthält Manuskripte und Briefe und vor allem die zum Teil noch unveröffentlichten Tagebücher, aus denen 1956 eine Auswahl unter dem Titel «Unter dem Schatten Deiner Flügel» herausgegeben wurde.

### Heimatkundliche Sammlung für Nürtingen

(sh) Die Ortsgruppe Nürtingen des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES hat im vergangenen Jahr einen Arbeitskreis gebildet, der sich die Aufgabe gestellt hat, die Einrichtung einer heimatkundlichen Sammlung in Nürtingen vorzubereiten. Dies soll zunächst durch thematisch begrenzte Ausstellungen geschehen.

Das Echo, das die erste derartige Ausstellung bei den Bürgern unserer Stadt gefunden hat («Vor- und Frühgeschichte im Raum Nürtingen»), ermutigt den Arbeitskreis, den eingeschlagenen Weg weiterzugehen und weitere Ausstellungen vorzubereiten. Nach Möglichkeit sollen wissenschaftliche Ausstellungen, die einen Teil der Heimatkunde im Zusammenhang darstellen, mit solchen abwechseln, die mehr das Gefühl ansprechen. Es steht bereits fest, daß vor Weihnachten Springerlesmodel und alter Weihnachtsschmuck und dergleichen gezeigt werden. Ins Auge gefaßt wurden Ausstellungen von Feierabendziegeln und Zeugen (Tonscherben, die unter Grenzsteine gelegt wurden) von alten Bildern der Stadt Nürtingen, von Schätzen, die im Archiv der Stadt schlummern, vielleicht auch des Nürtinger Musikschatzes; und auch der Gedanke,

einmal die Anfänge der Nürtinger Industrie in einer Ausstellung zu zeigen, ist keineswegs fallengelassen worden. Wenn dazu noch eine geologische Ausstellung kommt, so kann es sich nicht darum handeln, einfach Karten und Gesteine zu zeigen, sondern auch, welche Folgen für Landwirtschaft, Gewerbe und Industrie unserer Heimat die Bodenformationen und Gesteine gehabt haben und noch haben.

### Das Auto bringt uns weiter – das Auto macht uns frei (?)

Aus einer Umfrage der Aktionsgemeinschaft Natur- und Umweltschutz Baden-Württemberg Arbeitskreis Verkehr

Unser Wunsch nach Mobilität kostet Energie und Boden. Seit 1950 wurden allein in Baden-Württemberg – zur Hälfte für Siedlungs- und zur Hälfte für Verkehrszwecke – 147 000 Hektar Land verbraucht; somit täglich 15 Hektar, das ist ein mittlerer Bauernhof. Zur Sicherung der Versorgung in Krisenzeiten ist nach Aussage der Landesregierung 60 Prozent eigene landwirtschaftliche Produktion nötig. *Kann unter diesen Umständen das Ziel der Verkehrspolitik noch darin bestehen, neue Straßen und Bahnen zu bauen? Oder sollte sie bemüht sein, das Verkehrssystem verkehrspolitisch so zu regeln, daß die Verkehrsbedürfnisse rationeller und rationaler abgewickelt werden? So, daß die verschiedenen Verkehrsmittel in der Lage sind, mit dem geringsten wirtschaftlichen Aufwand das Verkehrsbedürfnis zu befriedigen und daß jedes Verkehrsmittel diejenigen Transporte übernimmt, zu deren Durchführung es technisch und wirtschaftlich am geeignetsten ist?*

Daß das Rohöl fürs Benzin nicht nur teurer, sondern auch knapp wird, ist unbestritten. Nun braucht das Auto im Schnitt pro Personenkilometer 450 Kcal; die Bahn braucht 90 Kcal/Pkm. (Das gilt bei einem Auslastungsgrad von rund 30 Prozent bei der Bahn und von 30 bis 45 Prozent beim Auto.)

Wir aber fahren morgens und abends (meist allein) mit dem Auto zur Arbeit. Wir fahren in Staus, während die öffentlichen Verkehrsmittel nicht ausgelastet sind. Das ist sicher für uns und für die Allgemeinheit nicht wirtschaftlich.

Tagsüber verzerren die Autos dann als sogenannter «ruhender Verkehr» die Straßenränder und behindern die Fußgänger. Die Gesellschaft für Wirtschafts- und Verkehrsforschung in Bonn hat errechnet, daß, wenn jeder mit dem eigenen Auto zur Arbeit fahren wollte, in den Städten die City abgerissen werden müßte, um den dann notwendigen Parkraum zu schaffen. Würden Sie unter den Umständen dem Rat der Sachverständigen für Umweltfragen folgen und progressive Staffelung der Gebühren für Langzeitparker, Erhöhung der Kurzparkgebühren und die Gleichstellung für Benutzer privater und öffentlicher Verkehrsmittel bei der Kilometerpauschale für richtig halten?

Noch wesentlich ungünstiger ist das Verhältnis des Energieverbrauchs beim Straßengüterverkehr, der pro Tonnenkilometer bis zu 40 x mehr Energie verbraucht als beim Transport mit der Bahn. Der Güterverkehr trägt nur  $\frac{1}{3}$  der Kosten für den Straßenverschleiß, den er verursacht.

Die Probleme des Verkehrs – verursacht durch den Wunsch nach Freiheit und Mobilität – müssen realistisch betrachtet und gelöst werden. Da fast jeder von uns aktiv oder passiv Autofahrer ist, sind wir alle aufgefordert, über Lösungen nachzudenken.

Wir haben Ihnen hier einige Bedenken und Anregungen gegeben. Bitte, denken auch Sie nach und helfen Sie uns durch Ihre Anregungen, durch Kritik und Vorschläge.

*Übrigens, was denken Sie über autofreie Sonntage?*

Bitte schreiben Sie an:

Aktionsgemeinschaft  
Natur- und Umweltschutz  
Baden-Württemberg e. V.  
Staffenbergstraße 26,  
7000 Stuttgart 1.

## Mitgliederwerbung 1978/79

Unterstützen Sie bitte auch weiterhin durch Werbung neuer Mitglieder die Arbeit des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES für unsere Heimat!

Zeigen Sie Ihren Verwandten, Freunden und Bekannten unsere Zeitschrift SCHWÄBISCHE HEIMAT, unser Veranstaltungs- und Fahrtenprogramm, erzählen Sie von unseren Bemühungen um die Erhaltung und sinnvolle Gestaltung unserer heimatlichen Umwelt. Interessieren Sie auch junge Menschen für das Land, in dem sie leben und arbeiten werden und dessen Schicksal mit ihrem eigenen Leben eng verknüpft sein wird.

Denken Sie bei festlichen Anlässen daran, daß eine Patenschaft, ein Jahresabonnement oder eine Mitgliedschaft im SCHWÄBISCHEN HEIMATBUND Geschenke sind, mit de-

nen Sie für wenig Geld viel Freude bereiten können. Geschenkgutscheine können Sie bei der Geschäftsstelle anfordern. Unseren Werbeprospekt, der zugleich Formular für eine Beitrittserklärung ist, und Probehefte der SCHWÄBISCHEN HEIMAT schicken wir auf Anforderung zu.

Auch im Jahre 1978 werden wir wieder eine Reihe wertvoller Preise für die Verlosung unter all denen bereitstellen, die dem SCHWÄBISCHEN HEIMATBUND neue Mitglieder gewonnen haben.

Jede einzelne Werbung gilt als ein Los, zehnfache Werbung bedeutet zehn Lose – und damit zehnfache Chance. Auch wer eine Patenschaft für ein Mitglied übernommen hat oder übernimmt, hat im ersten Jahr dieser Patenschaft das Recht, an dieser Verlosung teilzunehmen.

## Persönliches

PROFESSOR DR. ALBERT WALZER (Stuttgart), Ehrenmitglied des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES seit 1964, ist am 16. März 1978 im Alter von 75 Jahren gestorben.

CARL WINTERLIN, Vertrauensmann der Ortsgruppe Heilbronn des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES seit 1964, starb am 31. März 1978 im 81. Lebensjahr.

Am 20. Mai 1978 wird MAX LOHSS, der den Lesern der SCHWÄBISCHEN HEIMAT vor allem durch eine große Zahl von Aufsätzen zur Volkskunde bekannt ist, 90 Jahre alt.

# Veranstaltungen und Studienfahrten

29

## Bregenz und Vorarlberg

### Sommerliche Studienwoche am Bodensee

Wissenschaftliche Leitung: **Dr. Wolfgang Irtenkauf**

**Samstag, 17. Juni 1978, bis Samstag, 24. Juni 1978**

**Abfahrt: 13.00 Uhr vom Karlsplatz Stuttgart**

Teilnehmergebühren:

Fahrtkosten Stuttgart – Bregenz und zurück: DM 50,-

Teilnehmergebühr: DM 35,-

Kosten der täglichen Studienfahrten, einschließlich ganztägiger Schifffahrt und

Fahrt auf den Pfänder: DM 95,-

Kosten insgesamt: DM 180,-

Die Hotelkosten bezahlen Sie direkt an das Hotel in Bregenz.

Frühzeitige Anmeldung ist dringend nötig, weil für die Hochsaison nur durch Voranmeldung Unterkunft gesichert werden kann.

Gültiger Paß oder Personalausweis sind erforderlich!

Vorarlberg, dem «Ländle» zwischen Bodensee und Arlberg, dessen Bevölkerung alemannischer Herkunft ist, soll die Studienwoche dieses Jahres gewidmet sein. Die ehemalige Übergangslandschaft von dem ebenen Rheintal zu den Dreitausendern, die ebensostark von Ballungsräumen gefährdet wie durch scheinbar unberührte Erholungslandschaften gekennzeichnet ist, soll uns in Ge-



SCHWÄBISCHER HEIMATBUND

# GESCHENK-GUTSCHEIN

ÜBER EINE BEITRAGSFREIE MITGLIEDSCHAFT IM SCHWÄBISCHEN

HEIMATBUND IM JAHRE

FÜR

IN

*W. R.*

VORSITZENDER DES SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES

Dieser Gutschein berechtigt im Jahre seiner Geltung zum Bezug der Zeitschrift SCHWÄBISCHE HEIMAT und zur Teilnahme an allen Veranstaltungen und Studienfahrten des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES zu den für reguläre Mitglieder geltenden Bedingungen.



Wenn nach Ablauf dieses Jahres die Mitgliedschaft aufrechterhalten bleiben soll, braucht nur das beigegefügte Formular vollständig ausgefüllt und unterschrieben an die Geschäftsstelle geschickt zu werden.

Besteht schon eine Mitgliedschaft, so beginnt mit dem 1. Januar des folgenden Jahres wieder die Pflicht zur Beitragszahlung.

## Geschenke, die Freude bereiten...

So sieht er aus, der Geschenkgutschein, mit dem Sie Ihren Bekannten, Verwandten und Freunden auf einfache Weise eine Freude machen können – zu Festtagen aller Art, oder einfach nur so!

(Und davon hat der Beschenkte nicht nur einmal etwas: Allein viermal erinnert ihn die SCHWÄBISCHE HEIMAT an Ihre gute Idee!)

Und wie bekommt man einen solchen Gutschein?

Ganz einfach: Sie füllen das unten auf dieser Seite abgedruckte Formular aus, schicken es an die Geschäftsstelle und überweisen zugleich den Betrag von mindestens DM 22,- (einen Jahresbeitrag) auf eines der Konten des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES. Selbstverständlich schicken wir Ihnen gern weitere Formulare zu und bearbeiten auch formlose Bestellungen, wenn Sie nur alle nötigen Angaben enthalten! Sobald beides (Anmeldung und Geld) bei der Geschäftsstelle eingetroffen ist, bekommen Sie den Gutschein und können ihn (mit ein paar freundlichen Worten, Ihrem Glückwunsch oder ein paar Blumen) dem Beschenkten überreichen oder schicken. (Und gleichzeitig bekommen Sie die für Sie bestimmte Spendenbescheinigung – Sie sehen, es ist an alles gedacht!)

Übrigens: Wenn Sie ein Nichtmitglied zum ersten Mal mit einem solchen Gutschein beschenken, nehmen Sie ganz automatisch auch an der Verlosung der Werbepremien teil!

Hier abtrennen und bitte in Druckbuchstaben ausfüllen!

An die  
Geschäftsstelle des  
SCHWÄBISCHEN  
HEIMATBUNDES  
Charlottenplatz 17/III  
7000 Stuttgart 1

Name \_\_\_\_\_ Vorname \_\_\_\_\_

Straße \_\_\_\_\_

PLZ \_\_\_\_\_ Wohnort \_\_\_\_\_

Ich bitte um Ausstellung eines Geschenkgutscheines für das Jahr 19\_\_\_\_ auf den Namen:

Name \_\_\_\_\_ Vorname \_\_\_\_\_

Straße \_\_\_\_\_

PLZ \_\_\_\_\_ Wohnort \_\_\_\_\_

Datum \_\_\_\_\_ Unterschrift \_\_\_\_\_

**Zum Umgang mit  
staufischer  
Geschichte in:**

**Poesie und Politik,  
Heimatpflege und  
Produktwerbung,  
Vereinsleben und  
Gastronomie u. a.**

## **Neuerscheinung**

272 Seiten mit 44 Kunstdrucktafeln. Leinen mit vierfarbigem Schutzumschlag, DM 29,-

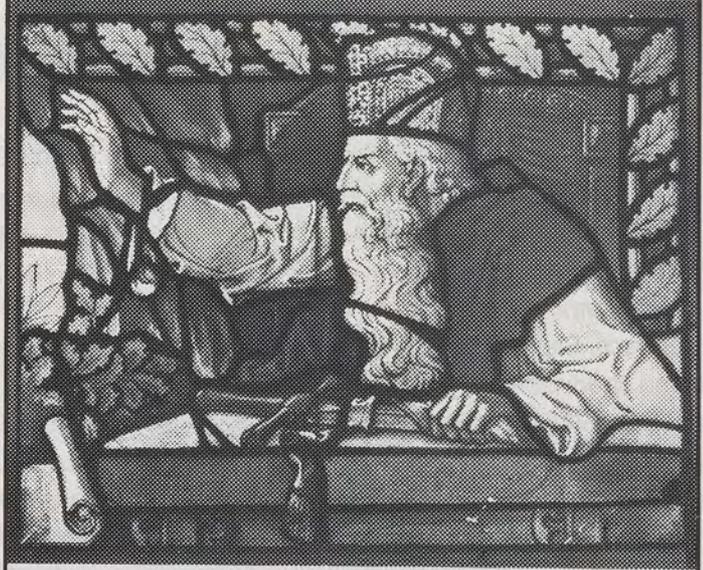


**Konrad Theiss Verlag  
Stuttgart und Aalen**

# **Keine Ruhe im Kyffhäuser**

Das Nachleben der Staufer. Ein Lesebuch zur deutschen Geschichte

von F. Weigend, B. Baumunk und T. Brune



Konrad Theiss Verlag

Dieses Buch versucht auf provozierend amüsante Weise, der Gegenwartsmächtigkeit einer längst vergangenen Zeit auf die Spur zu kommen. Aus der Rolle, die die Staufer in der deutschen Geschichte nach dem Tode Konradins und nach dem Zerfall des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation spielten, wird in erstaunlicher Weise besonders für das 19. und 20. Jahrhundert belegbar und anschaulich, wie weit Geschichte in die Gegenwart ragt. Nicht nur in Sage und Mythos, in romantischer Verklärung, in geistesgeschichtlicher oder vordergründig politisch-ideologischer Auseinandersetzung leben die Staufer bis heute weiter, sondern ebenso im weiten Feld des Vereinslebens, bei Sängern, Turnern, Schützen und nicht zuletzt in der Werbung für Markenartikel und Landschaften, Fremdenverkehr und Gastronomie.

Zahlreiche Textproben, Dokumente und Abbildungen, erläutert und verbunden durch einen brillant geschriebenen Text, machen das Buch zu einem besonderen Lesebuch zur deutschen Geschichte, geschrieben für Leute, die Geschichte nicht zu einer Sammlung festgeschriebener Fakten und zum Anlaß besinnungsloser Traditionspflege verkommen lassen wollen, sondern für die Vergangenheit immer neuer Anlaß zur Auseinandersetzung ist, um Gegenwart zu erhellen.

schichte, Landschaft, Geologie, aber auch in ihren gegenwärtigen wie zukünftigen Problemen vor Augen geführt werden. «Sitz» unserer Studienwoche ist die historisch wichtigste Stätte, die Festspiel- und Landeshauptstadt Bregenz. Das römische Brigantium war später Sitz des Grafen von Bregenz und Montfort – daraus resultiert die historische Seite.

Wie immer sollen Referate und daran anschließend Exkursionen den Inhalt der Tage bilden. Ein ganzer Tag wird einer Fahrt auf dem Bodensee vorbehalten sein; der abschließende Freitag soll einer Fahrt durch das ganze Bundesland mit allen seinen landschaftlichen Schönheiten dienen.

## Programm der Studienwoche

**Samstag, 17. Juni 1978**

Nach dem Abendessen: Bummel durch Bregenz

**Sonntag, 18. Juni 1978, 9.00 Uhr**

**Prof. Dr. Wolfgang Rusch:**

**Führung durch die Stadt Bregenz**

**Dr. Helmut Swozilek:**

**Führung durch das Vorarlberger Landesmuseum**

14.00 Uhr: Auffahrt auf den Pfänder. Bei schönem Wetter wird sich eine rüstige Wandergruppe auf den Weiterweg nach Möggers (zwei Stunden) begeben, wo uns der Bus gegen 16.30 Uhr abholt.

**Montag, 19. Juni 1978, 8.30 Uhr**

**Universitätsdozent Dr. Kurt Czurda:**

**Die Geologie Vorarlbergs**

Anschließend Exkursion

**Dienstag, 20. Juni 1978, 8.30 Uhr**

**Universitätsprofessor Dr. Dr. Elmar Vonbank,**

Direktor des Vorarlberger Landesmuseums:

**Vor- und Frühgeschichte in Vorarlberg**

Anschließend Exkursion

In Bludenz Empfang durch

**Landtagsvizepräsident Hermann Stecher,** den Bürgermeister der Stadt Bludenz

**Mittwoch, 21. Juni 1978, 8.30 Uhr**

**Professor D. Dr. Karl-Heinz Burmeister:**

**Vorarlberg im Spiegel der Geschichte**

Anschließend Exkursion

**Donnerstag, 22. Juni 1978, 8.30 Uhr**

Abfahrt nach Langenargen

**Dr. Zahner,** Direktor des Instituts für Seenforschung und Fischereiwesen

**Probleme des Bodensees**

(mit Lichtbildern)

Anschließend Fahrt auf dem Bodensee

**Freitag, 23. Juni 1978, 8.30 Uhr**

Exkursion mit **Dr. Wolfgang Irtenkauf:**

Rund um Vorarlberg

(Rheintal – Klostertal – Flexenpaß – Bregenzer Wald)

**Samstag, 25. Juni 1978, 9.00 Uhr**

Abfahrt von Bregenz nach Stuttgart

## 35

**Aktion Irrenberg**

**Samstag, 12. August 1978**

**Abfahrt 6.30 Uhr vom Karlsplatz in Stuttgart**

**Zusteigemöglichkeit** an der Fahrtstrecke Stuttgart – Tübingen – Hechingen – Irrenberg **nach Vereinbarung**  
Hinweis für Selbstfahrer: Zufahrt von Streichen her, Treffpunkt ab etwa 8.00 Uhr am unteren Hang des Naturschutzgebietes Irrenberg.

Der größte Teil des Naturschutzgebietes Irrenberg ist im Besitz des SCHWABISCHEN HEIMATBUNDES. Zur Erhaltung seines schutzwürdigen Zustandes bedarf es einer jährlichen Mahd und eines systematischen und pfleglichen Ausholzens. Die für Maschinen unzugänglichen Partien (wie etwa die Ränder der Gebüsche) werden durch freiwillige Mäher ausgemäht. Das Mähgut wird dann auf Plastikbahnen auf den unteren Hangweg geschlittelt und von da abgefahren. Diese Aktion ist besonders beispielhaft für den guten Geist der Zusammenarbeit aller naturverbundenen Vereine, Körperschaften und Behörden.

Die Aktion dokumentiert jedes Jahr den Willen der Bürger zur Erhaltung einer natürlichen Umwelt und gewährleistet die Pflege eines besonders schönen und wichtigen Naturschutzgebietes.

Der SCHWABISCHE HEIMATBUND bittet seine Mitglieder nach Kräften an dieser Pflegeaktion teilzunehmen, die ganz nebenbei auch ein recht vergnüglich-geselliges Unternehmen ist.

**Die Fahrt ist kostenlos, für Bewirtung ist gut vorgesorgt.**

## Sigmaringer Tage 1978

### Europäische Kultur im Donaauraum

(Jahreshauptversammlung 1978 – Studienfahrt Nr. 51)

**Samstag, 14. Oktober bis Sonntag, 15. Oktober 1978**

Der Ort der Veranstaltung legt das Thema nahe: die großen Ost-West-Beziehungen in Kultur und Geschichte, die in langen Jahrhunderten dem Lauf der Donau folgten. Die Herrschaft Sigmaringen war als österreichisches Leben eng in dieses Verbindungssystem einbezogen; die über Krauchenwies führende heutige Bundesstraße 311 folgt weithin dem alten Weg in die einstigen österreichischen Vorlande im Breisgau und im Elsaß. Diese Bindungen und Beziehungen hatten und haben weitreichende politische, soziologische und kulturelle Auswirkungen. Sie sollen bei den **Sigmaringer Tagen 1978** dargestellt, erörtert und – bei den Exkursionen und Führungen – an konkreten Anknüpfungspunkten veranschaulicht werden.

Wie in den vergangenen Jahren werden wir diese Veranstaltung zusammen mit der Gesellschaft für Naturkunde und dem Verband der Württembergischen Geschichts- und Altertumsvereine durchführen.

## Europäische Kultur im Donauraum

**Samstag, 14. Oktober 1978, 12.00 Uhr:**

Fahrt ab Karlsplatz Stuttgart nach Sigmaringen, Soldatenheim

**14.30 Uhr:** Soldatenheim Sigmaringen

**Mitgliederversammlung** des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES (Tagesordnung s. Seite 128)

**16.15 Uhr:** Soldatenheim Sigmaringen

Öffentliche Vortragsveranstaltung

Begrüßung durch den Vorsitzenden der Gesellschaft für Naturkunde, **Professor Dr. Werner Gotthard**

**Dr. Jörg Werner, Freiburg:**

**Flußgeschichte der oberen Donau vom Tertiär bis heute**

**19.30 Uhr:** Soldatenheim Sigmaringen

Öffentliche Vortragsveranstaltung

Begrüßung durch den Vorsitzenden des Verbandes der Württembergischen Geschichts- und Altertumsvereine  
Leitender Staatsarchivdirektor **Dr. Eberhard Gönner**

N. N.:

**Verkehrswege im Donauraum einst und heute**

**Sonntag, 15. Oktober 1978, 8.00 Uhr:**

Fahrt ab Karlsplatz Stuttgart nach Sigmaringen. (Diese Fahrt findet nur bei genügender Beteiligung statt)

**10.30 Uhr:** Soldatenheim Sigmaringen

Öffentliche Vortragsveranstaltung

Begrüßung durch den Vorsitzenden des Schwäbischen Heimatbundes **Prof. Willi K. Birn**

**Universitätsprofessor Dr. Friedrich Heer (Wien)**

**Schwaben in Europa**

14.30 Uhr:

**Exkursionen und Führungen,**

Abfahrt ab Soldatenheim Sigmaringen

1. DR. JÖRG WERNER:

**Flußgeschichte der Donau**

Hausen i. T. (interglacialer Kalktuff) – Vilsingen (Riß-Eisandlage, Donau-Eisstausee) – Hanfertal (Millionenloch) – Hornstein, Fußmarsch entlang der Lauchert durch das Bitelschießer Täle (vorrißzeitliche Donaustrecke und epigenetisches Laucherttal) – Hitzkofen (Vorrißzeitliches Donautal) – Neuer Brunnen Sigmaringen-Dorf (Bohrprofil, Donaukiese) – Seewiesen bei Wilflingen (neuer Brunnen in vorrißzeitlicher Donaurinne, Forschungsbohrung in Interglacial-Ablagerungen; Endmoränenaufschluß) – Mengen – heutiges Donautal – Sigmaringen

2. DR. HANS-MARTIN MAURER:

**Burgen über dem oberen Donautal**

Sigmaringen – Gebrochen Gutenstein – Dietfurt – (Falkenstein) – Wildenstein – Sigmaringen

3. DR. WILFRIED SETZLER:

**Rund um Sigmaringen**

Sigmaringen – Hornstein (Burg) – Bingen (spätgotische Kirche, Altarschrein) – Scheer (Schloß) – Ennetach (Kirche, Chorgestühl von Jörg Syrlin, Ulm 1509) – Habstal (Kloster) – Krauchenwies – Meßkirch – Inzigkofen (Kloster) – Sigmaringen

4. DR. WALTER KAUFHOLD:

Führung durch die **Kunstsammlungen im Schloß Sigmaringen** und anschließend wahlweise durch **Schloß** oder **Heimatmuseum Sigmaringen**

**18.30 Uhr:** Rückfahrt mit dem Bus nach Stuttgart ab Rathaus Sigmaringen

Das Verkehrsamt der Stadt Sigmaringen vermittelt die Hotelunterkünfte direkt: Städtisches Verkehrsamt, Postfach 249, 7480 Sigmaringen.

Für die Fahrten in die Hotels nach Sigmaringen am Samstagabend und zum Soldatenheim am Sonntagmorgen steht ein Bus zur Verfügung. Wegen der Busbestellungen bitten wir um baldige Anmeldungen. Die Teilnahme an den Führungen und Exkursionen ist für die Tagungsteilnehmer kostenfrei.

Die Busfahrt Stuttgart – Sigmaringen – Stuttgart kostet DM 28,-

Und im Herbst:

**Unsere Fahrten ins Blaue**

**52**

**Sonntag, 22. Oktober 1978**

(und also **nicht** – wie ursprünglich angekündigt – am **Samstag, 21. Oktober 1978!**)

**Abfahrt: 13.00 Uhr vom Karlsplatz**

**53**

**Mittwoch, 25. Oktober 1978**

**Abfahrt: 13.00 Uhr vom Karlsplatz**

Wie seit Jahren finden wieder zwei «**Fahrten ins Blaue**» statt. Wir besuchen eine Besonderheit in der Umgebung. Bei einem gemütlichen Beisammensein werden anschließend Dias von Fahrten des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES gezeigt. Eine Bitte: Überlassen Sie uns auch in diesem Jahr einige Ihrer Dias. Bringen Sie diese etwa zehn Tage vor der ersten Fahrt auf die Geschäftsstelle.

Soweit noch Platz in den Bussen vorhanden ist, können auch für diese beiden Fahrten wieder Gäste mitgebracht werden, die sich für eine Mitgliedschaft im SCHWÄBISCHEN HEIMATBUND interessieren.

Wir erbitten auch zu diesen Fahrten eine rechtzeitige Anmeldung. Die Teilnahme ist kostenfrei. Nur Ihren Verzehr bezahlen Sie natürlich selbst.

# Ideen überzeugen. Ein Beispiel: Münzen für Sammler und Anleger.

Gold und Silber nehmen in der Skala der Beliebtheit von Anlageobjekten seit je einen hohen Rang ein. In geprägter Form – als Gold- und Silbermünzen – entzündet sich daran die Phantasie des Sammlers.

Dem Sammler wie dem Anleger wird die numismatische Abteilung der Baden-Württembergischen Bank gerecht. Sie genießt im In- und Ausland hohes Ansehen, begründet durch Fachwissen und kundenorientierte Angebote.

## Die Münzen-Abonnements.

Seit 1969 betreuen wir einen ständig wachsenden Kreis von Abonnenten, die sich mit jährlich mindestens 12 geprägten, echten Münzen eine interessante Sammlung aufbauen.

3 Abonnements stehen zur Auswahl: „Goldmünzen aus aller Welt“ (Jahresetat ca.

DM 2.000,-), „Reichssilbermünzen“ (Jahresetat ca. DM 1.500,-) und das Goldmünzen-

Abonnement „Exklusiv“ (Jahresetat ca. DM 6.000,-). Neben dem kulturhistorischen Wert einer solchen Sammlung zählt für den Anleger vor allem die Wertbeständigkeit der Münzen.

## Das AGS-Programm.

Aufbau-Goldmünzen-Sammlung für den Numismatiker. Mit einem einzigen – übrigens

jederzeit kündbaren – Auftrag wird der Münzenfreund in wenigen Jahren Besitzer einer kompletten und numismatisch außergewöhnlichen Sammlung seines individuellen Sammelgebietes.

## Gut zu wissen für den Sammler:

Bei Münzenverkaufsausstellungen geben wir Einblick in die Breite des Angebots – auch in vielen unserer Geschäftsstellen; und in der jährlich stattfindenden großen Münzen-Auktion in der Zentrale Stuttgart kommen seltenste Stücke – auch aus Privatbesitz – zur Versteigerung.

## Gut zu wissen für den Anleger:

Auch das „billigste“ Gold ist in Münzen geprägt, die in ihren Herkunftsländern als gesetzliche Zahlungsmittel gelten (z.B. der Krügerand aus Südafrika oder der russische Tscherwonez) und daher von der Mehrwertsteuerbelastung im Handel befreit sind.



## BADEN-WÜRTTEMBERGISCHE BANK

AKTIENGESELLSCHAFT

7000 Stuttgart 1, Kleiner Schloßplatz, Telefon (0711) 2094-1 – ehemals Württembergische Bank

7500 Karlsruhe 1, Friedrichsplatz 1-3, Telefon (0721) 140-1 – ehemals Badische Bank

7100 Heilbronn, Allee 11, Telefon (07131) 884-1 – ehemals Handelsbank Heilbronn AG

88 Geschäftsstellen im ganzen Land

## Raumtemperatur 293,5° Kelvin

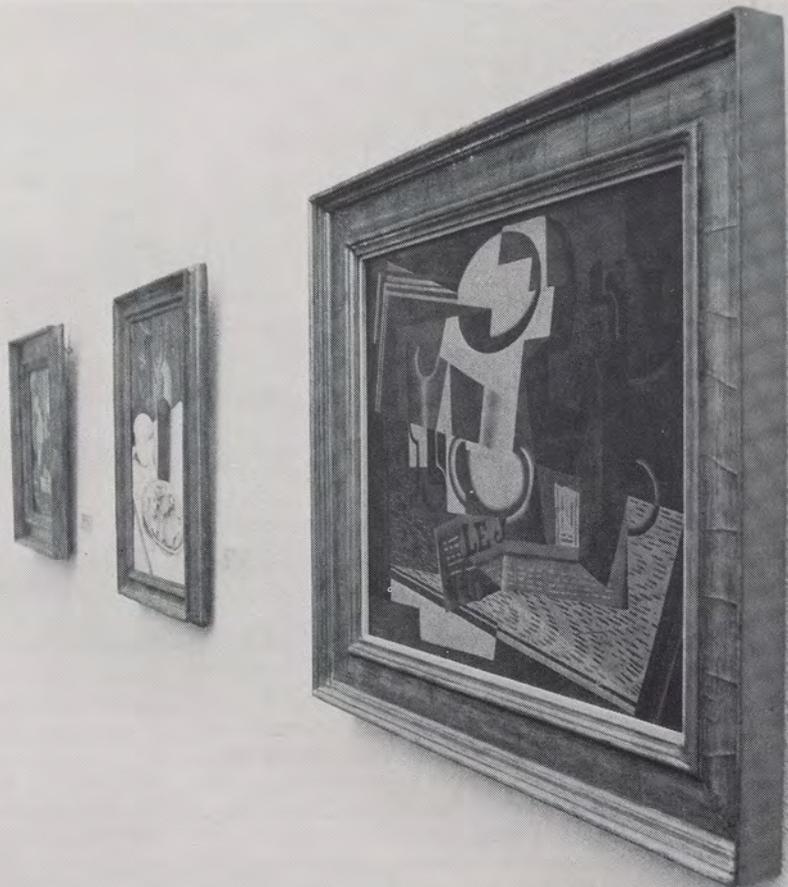
**Die wertvollen Gemälde brauchen konstante Wärme. Erdgas sorgt dafür, daß diese Temperatur ohne Schwankungen erhalten bleibt. Tags und nachts.**

Erdgas spart zudem Energie. Denn Erdgas hat einen besonders hohen Nutzungs- und Wirkungsgrad. Und bei Erdgas gibt es keine langen Anwärme- und Abkühlperioden.

Erdgas ist umweltfreundlich: es braucht nicht bestellt und gelagert zu werden.

Erdgas ist versorgungssicher: es steht uns auch noch bis weit ins nächste Jahrtausend zur Verfügung.

Gasversorgung Süddeutschland GmbH



ZENTRAL-BUECHEREI  
URBANSTR. 3-5  
7000 STUTTGART 1

## Immenstaad Wohnanlage »Im Herrengarten«

1-, 2-, 3- und 4-Zimmer-Eigentumswohnungen mit Wohnflächen von 31-101 qm in einem **Neun-Familienhaus**, ruhige Lage am Kapellenweg, **ganze 100 m vom See**, hervorragende Ausstattung, **Steuervorteile** durch Bauheringemeinschaft. Eigenkapital ab **DM 18 560,-**. Fordern Sie Prospekte an. Besichtigung nach Vereinbarung.



**SIEDLUNGSWERK GMBH**

Olgastr. 10, 7980 Ravensburg  
Tel. (0751) 21757

Als Geldanlage zu empfehlen: Das

### Schwäbische Bank-Ansparkonto

Schon ab DM 50,- monatlich.

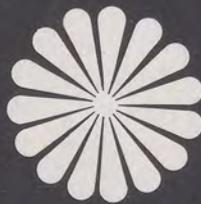
Besonders hoch rentierlich: **4 1/4 % Zins**  
und 2 % Prämie aus jährlichem  
DM-Zinsbetrag.

*Schwäbische Bank*

AKTIENGESELLSCHAFT

STUTTGART IM KÖNIGSBAU · TEL. (0711) 29 92 01

## GLÜCKWUNSCH KARTEN



Muster  
und Prospekte

7207 Beuron

Beuroner Kunstverlag

## Jetzt erschienen: Das Ries, Lieferung 6

Gestalt und Wesen einer Landschaft. Herausgegeben von Julius Kavasch

Das Rieser Heimatbuch, von dem bereits die 1. und 2. Lieferung sowie die 3. und 5. Lieferung erschienen sind, ist nun durch **die 6. Lieferung weiter** ergänzt worden. Das auf insgesamt 10-11 Lieferungen angelegte Werk ist wissenschaftlich fundiert und in einem leicht verständlichen Stil geschrieben. Es dient dem Fremden zur Information und dem Einheimischen zur Vertiefung seiner Kenntnisse über das Ries. Diese umfassende Darstellung der Rieser Heimat darf in keiner Bibliothek und in keinem Rieser Haushalt fehlen.

Lieferung 6: **Mittelalter**. 96 S. Brosch. DM 25,- Die Lieferung enthält folgende Beiträge:

**T. Kempf:** Mittelalterliche Klostergründungen. Das Bistum Augsburg und der Riesgau. Rieser Bischöfe. **J. Hopfensitz:** Geschichte und Bedeutung eines geistlichen Ritterordens in der Grafschaft Oettingen — Die Deutschherren.



Fränkisch-Schwäbischer Heimatverlag  
Konrad Theiss Verlag Stuttgart und Aalen